

Unser Titel: Grace Kelly in ihrem letzten Film „Der Schwan". Mehr auf den S. 8/9



Mit roten Streifen

on den Hosen werden Piecks Generale wieder auftreten. Die Uniformen der eben gebildeten „Notionalen Volksormee" des sowjetzonalen Regimes sind denen der ehemoligen deutschen Wehrmocht außerordentlich ähnlich. Unser Foto zeigt Vopos ols Generale von Heer, Morine und Luftwoffe



erscheint an jedem Mittwoch im
Verlag Henri Nannen GmbH
Hamburg 1, Curienstraße 1, Pressehaus
Telefon 32 28 91 · Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen
Stellvertreter: Korl Beckmeier
Chef vom Dienst: Rolf Oertel

Redoktion: Frank Arnau, Günther Dahl, Joachim Heldt, Dr. Gerd Hennenhofer, Franz Kliebhan, Erhard Kortmann, Hans Nogly, Günter Rodtke, Viktor Schuller, Eberhord Seeliger, Morion Stinze, Kurt Wolber, Ingelo Zimmermonn

Chefreporter: Pitt Severin

Berliner Redaktion:
Armin Schönberg, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Telefon 24 51 52, Fernschreiber Berlin 0183 867

Süddeutsche Redaktion:
Dr. Wilhelm Rüdiger, München 2, Arcostraße 5, Telefon 5 53 53, Fernschreiber München 05 23204

Westdeutsche Redaktion:
Ernst Grossor, Düsseldorf, Goethestr. 71, Telefon 68 32 71, FS. 082—1950

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt am Main, Auf der Körnerwiese 5, Telefon 5 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Freiburg im Breisgou, Karlstraße 40, Telefon 4295

Ausländische Redaktionen:
Wien: Eberhord J. Strohal, Wien I, Rosenbursenstraße 8, Telefon R 2 32 98, Fernschreiber und Telex 01/1633
Zürich: Enno Kind, Zürich 44, Kröhbühlstraße 126, Telefon (051) 24 40 25
Rom: G. M. Schuller, Rom, Via Francesco Crispi 36, Telefon 47 46 10
Paris: Edmond Lutrand, Paris VIIe, 215 bis. Boulevard St. Germain, Telefon Bobylon 1136
London: Peter G. Wichmon, London SW 10, 19, Redcliffe Square, Telefon FRE montle 2298, Telegramme pixleoture London
Skandinavien: Vörldsfoto, Stockholm-Solna, Hogovögen 77, Tel.: 27 00 88
New York: Yvonne M. Spiegelberg, New York 28 N. Y., 162 East 81st Street, Telefon BU tterfield 8-6976
Rio de Janeiro: Gerdo Neuber, Rio de Janeiro, R. Buarque de Macedo 5, Telefon: 45 — 44 33

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 15 vom 1. 1. 1955. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hambg. 1, oder Postscheck Hambg. 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr, Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe i. Holst. Printed in Germany

IVW

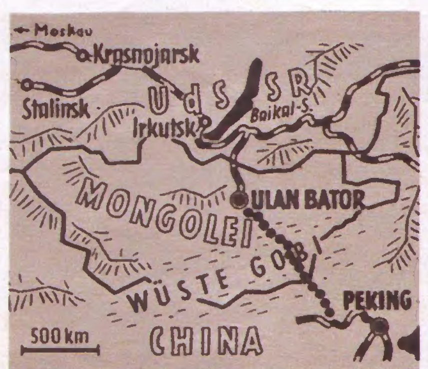
Die Lok aus der deutschen Ostzone, *wo sie in sowjetischem Auftrag gebaut worden war, trug an der Stirnseite die Bilder der Ministerpräsidenten Chinas, der Sowjetunion und der mongolischen Volksrepublik. Vom Westen kaum beachtet, vollzog sich ein strategisches Ereignis ersten Ranges: Der direkte Schienenweg zwischen Moskau und Peking ist hergestellt*

Die rote Achse

Klassenbewußte mongolische, chinesische und sowjetische Arbeiter und Hirten, von denen bisher die wenigsten je in einer Eisenbahn gefahren sind, waren die ersten Passagiere auf der längsten Eisenbahnstrecke der Welt, die vorige Woche in Betrieb genommen wurde. Die direkte Linie Moskau—Peking führt rund 6500 km weit durch ganz Asien. Vor wenigen Tagen wurde auch das letzte Teilstück zwischen der mongolischen Hauptstadt Ulan Bator und der chinesischen Hauptstadt Peking in die politische, strategische und wirtschaftliche Achse Moskau—Peking eingefügt.



Das Tor nach China *ist offen. Nach endloser Fahrt durch die Wüste Gobi zerreißt der erste Güterzug das Band an der chinesisch-mongolischen Grenze. Ein Gebiet, das nur wenige Europäer je betreten haben*



Das letzte Teilstück *der Schienen-Achse Moskau-Peking zwischen Ulan Bator und Peking (punktierte Linie) ist fertig. Mongolische Kellnerinnen servieren im Speisewagen – made in Ost-Germany – den Passagieren der Jungfernfahrt das Mittagessen*



Ballnacht ohne Dre

500 Filmprominente tanzten bis morgens um zehn a



Nadja Tiller, diesmal ohne „ihren“ Walter Giller

Schöne Frauen, teure Roben, elegante Herren und 1000 Flaschen Sekt — es war ein glänzendes Fest, das Gloria-Chefin Ilse Kubaschewski nun schon zum vierten Male im Münchner Hotel „Bayerischer Hof“ arrangierte und bezahlte. 500 Filmprominente waren von ihr zum diesjährigen Gloria-Ball geladen. Sie wurden vorher dreifach kontrolliert, damit sich kein Ungebetener einschliche. Es war eine exklusive Nacht, ein Ball — wie ein Film. Nur die Zuschauer fehlten diesmal.



Mit violettem Haar *überraschte Helen Vita, die über das Kabarett zum Film kam, ihre Kollegen. Ernst von Salomon fand den Ball trotzdem fade. „Bei so'ner Nacht,“ erinnerte sich der Schriftsteller, „hat man früher meist einen umgebracht“*



Winnie Markus *vergnügte sich einen Tanz lang mit Hans Kubaschewski, dem Mann der erfolgreichen Ilse. Doch sorgt auch er mit für den Familienunterhalt: Kubaschewski ist der Deutschland-Generaldirektor der „Warner Brothers“-Filmgesellschaft*

pause

dem Gloria-Ball



Anders herum *fotografiert wäre Luise Ullrich, die Frau des Münchner Flughafendirektors Graf Faber-Castell, sofort zu erkennen. Ihr Begleiter, Modeschöpfer Schulze-Varell, ließ sich dieses Duchessekleid mit der blickfangenden Rückenansicht einfallen*



Lautes Ballgeflüster *rief Ruth Niehaus als verkleidete Märchenfee hervor. Prinzgemahl Kubaschewski erklärte das Fehlen von Otto-Wilhelm Fischer damit, daß er nicht eingeladen worden sei. Er hatte frühere Einladungen nicht einmal beantwortet*

„Königin von Bayern", *tauften Lästerzungen die Gastgeberin Ilse Kubaschewski. Eskortiert von einer Leibgarde, empfing sie mit süßem Lächeln die 500 Gäste. Modeschöpfer Brasda brachte ihr das Organzakleid plus Directrice extra aus Berlin mit. Filmreporter berichteten von zehn Unterröcken, die Ilse trug*



Die doppelten Lottchen *Jutta und Isa Günther gaben ihr Debüt als Tänzerinnen. Unter den beifallfreudigen Gästen wurde auch Veit Harlan bemerkt, der sich nach einem Krach mit Gloria wieder ausgesöhnt hat. CCC-Chef Arthur Brauner, der Harlans Wagen vor dem Hotel entdeckte, verzichtete daraufhin auf den Ballbesuch*



Ingrid Andree, *hier im Gespräch mit Josefin Kipper, erschien mit Film-Modeschöpfer Brosda. Sie trug das gleiche Kleid, das sie auch in ihrem letzten Film „Leibregiment" schmückte. Heidemarie Hatheyer (im Bild rechts) war von ihrem Mann, dem Autor unserer Ufa-Serie, Curt Riess, begleitet (mit Bart im Hintergrund)* Reportage: F. C. Gundlach



Einsam steht die „Madonna des Schnees“ am Rande des Gewässers in den Vogesen. Eigentlich sollte sie an Didi erinnern, von der man glaubte, daß sie sich hier das Leben genommen hatte, weil die Nachbarn sie eines Mordes bezichtigten. Aber Didi lebt!

Die Madonna des Schnees



Didi *de Gerarde, ein Mädchen, das liebte – und zur Mörderin gestempelt wurde*



Ein Mann *glaubte an Didi, der Forstamtsangestellte Pierreder sie rettete*

Dieser Tage kam eine einsame Frau aus Paris zu dem Schwarzen Bergsee unterhalb des Col de la Schlucht. Schnee lag über den schmalen Wegen und den vielen Soldatengräbern links und rechts der Straßen, die hier die Vogesen im elsässischen Grenzgebiet überspringen. Es war das erstemal seit mehr als elf Jahren, daß die Frau wieder hier am Ufer des Sees stand, an dem sie großgeworden war. Und sie erinnerte sich: 1944. In der Grotte, die zur Straße führt (rechts), lag ein Toter. Die Bewohner des kleinen Marktfleckens deuteten damals auf die Frau und sagten: „Didi, du hast ihn umgebracht.“ Der Mann war ein deutscher Soldat, und es war Krieg. Ein schmutziger Krieg mit Partisanen und grausamen Racheaktionen. Damals galt ein Menschenleben wenig. Und Didi hätte einen Grund gehabt, den Soldaten umzubringen. Die Front kam näher, und mit ihr Didis Verlobter, der in der amerikanischen Armee freiwillig diente. Es wäre nicht gut gewesen, wenn er er-

(FORTSETZUNG AUF SEITE 45)






Frau Schwarzer-Erxleben *(links) hinterließ der Berliner Trinitatis-Gemeinde ein Millionenvermögen. Als die Presse nach einem Bild der hochherzigen Gönnerin suchte, übergab Pfarrer Schneider ein Foto von Frau Wally Hoos (rechts). Absicht? Möglich! Denn Frau Schwarzer war als Inhaberin zweifelhafter „Salons" nicht gut vorzuzeigen*



Frau Sarner, *als Halbschwester von Frau Schwarzer-Erxleben im Testament mit allem „beweglichem Gut" bedacht, muß heute gegen „Trinitatis" um ihr Erbe klagen*

Millionenerbschaft

... aber wo kommt sie her?



Am Anfang *einer Karriere als Kuppelmutter: Frau Schwarzer im Jahre 1910. Nachdem Madame die Lebewelt mit Minderjährigen und „Schauspielerinnen" versorgt hatte, starb sie am 29. Januar 1954*

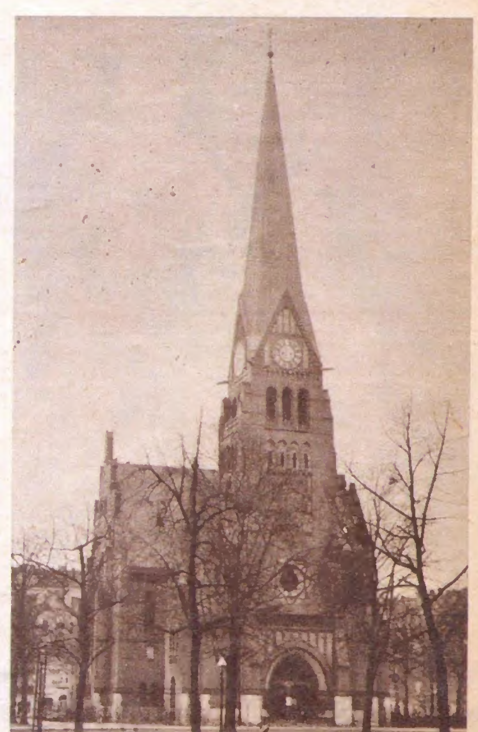
Als die seltsame Millionenerbschaft der evangelischen Trinitatis-Gemeinde in Berlin ruchbar wurde (Der Stern berichtete darüber in Heft 2/1956), leistete sich der geschäftsführende Pfarrer Schneider mit der Presse einen kleinen Scherz: Er nahm ein silbergerahmtes Bild vom Schreibtisch und überließ es den Reportern zur Veröffentlichung. Das Foto zeigte angeblich Frau Schwarzer-Erxleben, jene Frau also, die „Trinitatis" 16 Mietshäuser hinterlassen hatte. Wie gesagt: angeblich! In Wahrheit war eine ganz andere Dame abgebildet: Frau Wally Haas. Warum wohl diese Verwechslung? Nun, schließlich ist man in einen peinlichen Prozeß verwickelt, in dem der Kirche auch noch Werte gesichert werden sollen, auf die eine Halbschwester der Verstorbenen verbriefte Ansprüche erhebt. Entscheidend aber mag für Pfarrer Schneider gewesen sein, daß sich eine Frau Schwarzer-Erxleben auch als hochherzige Erblasserin schlecht auf dem Schreibtisch eines Geistlichen ausgenommen hätte, weil sie ihr Vermögen mit fünf polizeilich verfolgten Salons verdiente. Eines entging übrigens Pfarrer Schneider: Frau Haas, die er stellvertretend in Silber fassen ließ, war früher in Berlin Arbeitnehmerin in einem der Schwarzerschen „Massage"-Institute.





Non olet! *Mit Zustimmung der Trinitatis-Gemeinde trat Pfarrer Schneider (oben) die Erbschaft der Frau Schwarzer-Erxleben an. Hat er von ihrem Vorleben gewußt? Gleichgültig! Kannte sie sich nicht in den Stunden vor dem Tode besonnen haben? Auf jeden Fall wollte der sicher etwas weltfremde Geistliche sowohl der verstorbenen reuigen Sünderin als auch seiner Kirche (rechts) gerecht werden*

Um nichts verlegen *war die Millionärin Schwarzer-Erxleben. In den dreißiger Jahren holte ihr Chauffeur belastende Akten aus dem Berliner Gericht, indem er sich als Anwalt Dr. Freiherr von Egloffstein ausgab. Als Madame wirklich einmal wegen Kuppelei saß, erwirkte sie einen Urlaub, um das Haus Berlin-Charlottenburg, Herderstraße 3-4 zu erwerben. 1932 richtete sie hier ein komfortables SA-Heim ein. Heute gehört das Mietshaus der Trinitatis-Gemeinde* ←





DER STERN



Alle Welt weiß: Grace Kelly hat sich mit dem Prinzen von Monaco verlobt. Wie es aber dazu kam, das weiß nur ihre Mutter, die in unserem Tatsachenbericht die Geheimnisse dieser Traumliebe schildert

Mutter Kelly:

Meine Tochter Grace

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich ihn jetzt eigentlich anreden soll. Als er das erstemal unser Haus betrat, sagte ich natürlich „Hoheit". Grace hatte uns vorher darauf aufmerksam gemacht, daß er in Europa überall mit „Hoheit" angesprochen wird.

„Also gut", sagte mein Mann John, „er soll sich hier bei uns in Philadelphia wie zu Hause fühlen, und wir werden ihn so nennen, wie er es gewohnt ist."

John ist immer so unkompliziert und herzlich, und außerdem ist er schwer aus der Ruhe zu bringen. Das habe ich in den langen, glücklichen Jahren unserer Ehe olt an ihm bewundert. Er machte auch jetzt ein Gesicht, als ob sich irgendeiner unserer Nachbarn zum Besuch angekündigt hätte und nicht ein richtiger, regierender Fürst aus Europa, zu dem man „Hoheit" sagen muß.

Nun ja, mein Mann John B. Kelly hatte tatsächlich keine Veranlassung, über einen Fürstenbesuch aus dem Häuschen zu geraten. Schließlich hat auch er es in seinem Leben zu etwas gebracht. Die Leute hier in Philadelphia sagen, es sei unmöglich, zwei Ziegelsteine aufeinanderzulegen, ohne John B. Kelly daran verdienen zu lassen. Ich glaube, das ist eine Übertreibung, man wird das nicht für bare Münze nehmen dürfen. Philadelphia ist, wie man weiß, eine Stadt von zweieinhalb Millionen Einwohnern, und da wird es nicht nur eine Ziegelfabrik geben. Freilich, Johns Betrieb ist der größte seiner Art, nicht nur in Philadelphia, sondern in ganz Pennsylvania. Aber das ist kein Zufall. Dabei wurde ihm nichts geschenkt. Diese Ziegelfabrik ist ihm beileibe nicht in den Schoß gefallen. Er hat sich sein Vermögen, das heute von den Zeitungen — was wir nicht verhindern konnten — auf 18 bis 20 Millionen Dollar geschätzt wird, eigenhändig erarbeitet, ja, ich

(FORTSETZUNG AUF SEITE 42)





Zwei Familien, *die ihrem Wesen nach weltenweit getrennt waren, wurden durch eine ramantische Liebe aneinandergekettet. Links (untere Reihe v. l. n. r.) Rainier und Grace, Vater und Mutter Kelly und deren älteste Tachter Peggy; stehend v. l. n. r.: Jahns Frau, Lizannes Gatte, Jahn Kelly jr., Peggys Gatte, die jüngste Tachter Lizanne. –Bild aben van l. n. r: Antainette, die Schwester Rainiers, seine Mutter, Rainier, sein Vater, eine Hofdame. – Bild rechts: Grace beim Besuch in Monaco 1955*

Berlin räum

Ein reinigendes Gewitter fegte durch alle Parteifraktionen und erschütterte die Säu

Keine Angst vor großen Tieren! Dies ist das Motto einer Gruppe junger Politiker, die seit nunmehr zwei Monaten mit der Korruptions- und Vetternwirtschaft in Berlin rücksichtslos aufräumt.

Vorher mochte sich nur ein einziger Mann die Mühe, in jahrelanger Kleinarbeit so viel an Beweismitteln zusammenzutragen, daß es jetzt für eine Anklageschrift ausreichte:

- Arthur Luther, Untersuchungsrichter in Berlin-Moabit.

Als seine Ermittlungen erfolgreich anliefen, richtete Bürgermeister Batzel an das Berliner Parlament die bezeichnende Frage: „Ist der Kerl noch im Amt?" Der „Kerl" blieb im Amt. Er ließ sich von keiner Seite einschüchtern. Und der Prozeß, der seit Montag, dem 23. Januar, in Berlin abrollt, ist sein Prozeß — obwohl Arthur Luther als Untersuchungsrichter nichts mehr damit zu tun hat. Es ist der Prozeß gegen

- Karl Oberjat, Margarinekönig mit „direkten Beziehungen nach oben".

Auf zweifelhaften Wegen „arbeitete" sich Oberjat vom Kutscher und Diener zum Chef der größten Berliner Margarinefabrik empor. Mit welchen Mitteln nun diese höchstumstrittene Karriere eigentlich geschmiert war, wird der Prozeß ergeben. Fünf Wochen vor Prozeßbeginn wurde bereits Oberjats Freund ein Opfer der Säuberungswelle:

- Dr. Ottomar Batzel, Bürgermeister von Berlin-Wilmersdorf.

Nachdem der seit langem scharf angegriffene Bürgermeister am Abend des 9. Dezember 1955 mit zwei Promille Alkohol im Blut im Zickzack-Kurs über den Südwestkorso steuerte, war das Maß voll. Seine eigenen Bezirksverordneten jagten ihn fünf Tage später aus dem Amt. Als „privater Steuerberater" Oberjats half der Bürgermeister mit, dem Margarinekönig in einem „Pauschalisierungsverfahren" drei Millionen Mark Steuerverpflichtungen auf 300 000 DM zu reduzieren. Berlin prägte zwei neue Schlagworte. Es spricht von „batzeln" und „Batzeleien". Hauptgegner Batzels war ein unerschrockener Bezirksverordneter:

- Paul Albs, ein Mann, der sich nur seinen Wählern verantwortlich fühlte.

Ungeachtet der gemeinsamen Parteizugehörigkeit, forderte Albs immer wieder die Absetzung des zweifelhaften Bürgermeisters. Batzel gab ihm dafür die Quittung: In einer turbulenten Fraktionssitzung verdächtigte der Bürgermeister den wackeren Abgeordneten der Zusammenarbeit mit dem Ostberliner Staatssicherheitsdienst. Aber Albs ließ sich nicht beirren. Er fühlte sich einig mit:

- Ernst Lemmer, Vorsitzender der Berliner CDU.

Mit dem Wort „Die Partei muß aus



Quer durch die Bank *aller Parteien des Berliner Abgeordnetenhauses geht das große Reinemachen. Curt Swolinzky und Lothar Wille*

dem Gerede kommen" gab er den Anstoß zu einer Säuberung in den eigenen Reihen. Wie die Exponenten der beiden anderen Parteien war auch ein prominenter CDU-Mann in einen Skandal verwickelt, über den sich Berlin seit mehr als einem Jahr erregte. Es war der Skandal um:

- Wilhelm Müller, Direktor des Berliner Zahlenlottos.

Ein Jahr lang konnte der frühere Lotterie-Einnehmer Müller trotz heftigster



Abgeschossen: *Alfred Günzel (oben) und der auf Popularität bedachte Bürgermeister Dr. Batzel (links)*



Pensioniert: *Lottodirektor Wilhelm Müller. Er war mit dem Geld seiner Behörde zu großzügig umgegangen*



Kreuzfahrer *gegen Korruption und Vetternwirtschaft in Berlin: Untersuchungsrichter A. Luther*

t auf!

len einer korrupten Vetternwirtschaft

Pressekritik in seiner Behörde schalten und walten wie er wollte. Er konnte den Zeitungen vorsätzlich falsche Informationen über umstrittene Lottogewinne geben und mit den Geldern seiner Behörde äußerst großzügig verfahren. Erst als ein Untersuchungsbericht des Rechnungshofes dem Parlament vorgelegt wurde, mußte Müller

- Alfred G ü n z e l , ein allzu liberaler Großkaufmann.

Seine Partei war die erste, die gegen den gesamten Lotto-Aufsichtsrat Stellung bezog und ihren eigenen Mann dabei nicht schonte. Der aus der Partei ausgestoßene Abgeordnete hat Berlin bereits verlassen. Der Vertreter der SPD im selben Aufsichtsrat:



(von links nach rechts) waren sich im Parlament oft uneinig. Weil sie aber im lukrativen Lotto-Aufsichtsrat zusammenhielten, mußten sie jetzt ihre Posten abgeben. CDU-Vorsitzender Lemmer (Mitte) kannte kein Pardon. Sein Parteifreund Batzel (rechts) wurde das erste Opfer

seinen Hut für immer nehmen und in Pension gehen. Der Vertreter der CDU in dem Aufsichtsrat des in schlechten Ruf geratenen Berliner Zahlen-Lottos war:

- Lothar W i l l e , dessen Ämter endlich alle ruhen.

Ernst Lemmer und die „Junge Union" beantragten ein Parteiausschlußverfahren gegen diesen unwürdigen Vertreter ihrer Partei. Ähnlich verfuhr die FDP mit ihrem Vertreter im Lotto-Aufsichtsrat:

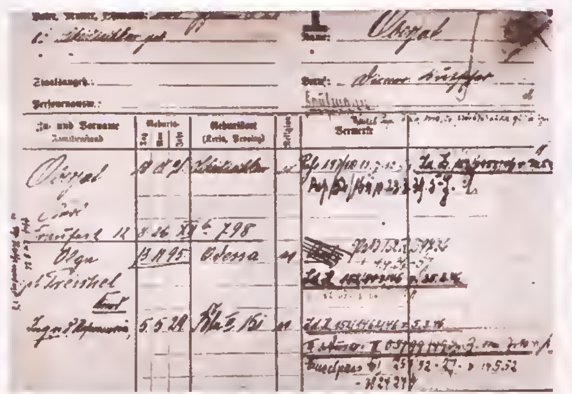
- Curt S w o l i n z k y , Textilhändler mit Behördenaufträgen,

hat zur Abwendung eines Parteiausschlußverfahren von sich aus den Austritt aus der SPD erklärt.

Mit der Beseitigung dieser umstrittenen Persönlichkeiten von ihren Posten ist ein Anfang zur längst fälligen Säuberung der Berliner Verwaltung gemacht. Es bleibt abzuwarten, welche Prominenten nun noch durch den laufenden Oberjat-Prozeß zu Fall kommen werden.



Überlebender *Streiter im Kampf gegen seinen umstrittenen Bürgermeister: Bezirksverordneter Paul Albs*



Geschmierte Karriere. *Vom Kutscher und Diener (Polizeilicher Meldezettel aus dem Jahr 1947, oben) zum hochherrschaftlichen Margarinekönig mit den besten Beziehungen: Karl Oberjat (rechts). Jetzt wird ihm der Prozeß gemacht*



Hamsuns Gut „Norholm" in Eide auf Sørland wird jetzt zwangsversteigert



Eines der letzten Bilder Knut Hamsuns

Protest! Knut Hamsuns Gut wird ausgepfändet

„Macht endlich einen Schlußstrich unter die Vergangenheit", fordern die zahlreichen Freunde des 1952 im Alter von 92 Jahren verstorbenen großen norwegischen Dichters Knut Hamsun. Weil der Achtzigjährige zeitweilig mit der Hitler-Regierung sympathisierte, beschlagnahmte der norwegische Staat das gesamte Vermögen des Nobelpreisträgers. Um die Schulden endlich loszuwerden, muß nun die Witwe, Marie Hamsun, der Zwangsversteigerung des Gutes tatenlos zusehen.



Marie Hamsun

Unheimlicher Tod von Zwillingen: Kein Rätsel

Ein tragischer Tod ereilte die Zwillinge Alex und Michael Chisholm aus Coatbridge (Schottland). Ohne je ernsthaft krank gewesen zu sein, erlag Alex im Alter von zwölf Jahren plötzlich einem Herzschlag. Sein Zwillingsbruder befand sich mit den Großeltern gerade auf einer Ferienreise im Mittelmeer. Zwölf Stunden nach Eintreffen der Todesnachricht erlitt auch Michael, noch auf dem Dampfer, ebenfalls einen tödlichen Herzschlag. Der Schiffsarzt stand vor einem Rätsel, da auch Michael vorher völlig gesund war. In London erfuhren die Eltern von Fachärzten, daß der tragische Tod ihrer Kinder keinesfalls so rätselhaft war: eineiige Zwillinge seien meist nicht nur konstitutionell schwächer, sondern hätten auch oft das gleiche Schicksal.



Tragisches Schicksal: Alex und Michael

Herberger vor Gericht: Fair oder unfair?

Das Landgericht Darmstadt lud Bundestrainer Sepp Herberger (oben rechts) als Sachverständigen zu einem Fußballprozeß. Der Stürmer Dörr ist beschuldigt, den Torwart Paul Walter (zweiter v. l.) aus Hirschhorn während eines Spiels so unglücklich getreten zu haben, daß dieser einen Magenriß erlitt. Der Experte Herberger mußte dem Gericht nun ein Gutachten über faire und unfaire Methoden des Fußballspiels geben. Er nahm den angeklagten Stürmer in Schutz. Daraufhin wurde der Musterprozeß erst einmal vertagt.



Stürmer Dörr

Niederbayern ist kein Urwald

Weil sie den Pfarrer Zöllner davongejagt hatten, verglich dessen Nachfolger Scharl die Bewohner von Rittsteig (Bayr. Wald) mit Kannibalen. Der frühere Urwald-Missionar Scharl wußte noch nicht, daß sein Vorgänger nur deshalb bekämpft wurde, weil er die ehrbare Dorfschöne Rita Gortz wegen eines zu tiefen Kleidausschnittes als „Luder" bezeichnet hatte. Nach Aufklärung der Zusammenhänge zog wieder Friede in Rittsteig ein.

Rita mit Ausschnitt



Krach mit Zöllner



Friede mit Scharl



Taube auf dem Dach

Mit ihrem Freund im Arm und Burt Lancaster am Fallschirm auf dem Hut, besuchte Irina Vestvl einen Gesellschaftsball im Londoner Savoy. Als der Geschäftsführer des vornehmen Hauses sie diskret darauf hinwies, daß hier kein Faschingstreffen sei, sagte Irina empört und allen Ernstes: „Sir, das ist die neuste Mode aus Miami (Florida)." Der Geschäftsführer glaubte es.

Im Guten wie im Bösen

Wenige Stunden vor der Hochzeit mit Janice McKee packte den 28jährigen Frankie Wilcoxen die Eifersucht. Mit der Pistole in der Hand überwältigte er seinen Geschäftspartner John Blythe im eigenen Wagen und erschoß ihn ohne Wortwechsel. Blythe war ein guter Freund von Janice. Die Behörden ließen dem Mörder 24 Stunden Freiheit, um zu heiraten — falls seine Braut ihn noch zum Mann nehmen wolle. Mit den Gefängniswärtern im Rücken, gelobte Janice, mit ihrem Frankie im Guten wie im Bösen zusammenzustehen. Dann wurde er abgeführt. Janice tröstete sich: „Er tat es ja nur meinetwegen."

Frankie Wilcoxen — Janice McKee



Verpaßte Chance für UN

Mit dem Amerikaner Culbertson (oben) sank eines der letzten Originale dieser Welt ins Grab. 1916/17 erwarb er sich ein Vermögen als Autor des ersten „Lehrbuches über das Bridge-Spiel". Mit dem Geld finanzierte er Rußlands Nihilisten-Partei. Nach 1930 spielte er dann selbst Bridge, erwarb 6 Mill. Dollar und wollte damit den Vereinten Nationen einen ständigen Frieden erkaufen. Sie hörten leider nicht auf ihn.



Traktor war ein Porsche

Brasiliens Staatspräsident Kubitschek äußerte bei seinem Blitzbesuch den Wunsch, in einem deutschen Traktor zu fahren. Als man ihn zu einer Fahrt mit einem Gelände-Porsche (oben) einlud, glaubte er fest, sein Wunsch sei in Erfüllung gegangen. „Guter Traktor", lobte er den neuen Kübelwagen für das Bonner Bundesheer.

Geigen aus Muttis Vertiko

Einen Ausgleichssport für seine Arbeit suchte der Essener Dreher Josef Wiescholek. Aus einem alten Bett zimmerte er sich nach Feierabend ein paar Schränkchen. Einige Bretter blieben übrig. Aus ihnen machte er „versuchsweise" eine Hawaii-Zither. Nachdem der Versuch gelang, sägt er jetzt aus dem Vertiko seiner Frau mit Erfolg Geigen (unten).





Strolch quält entführte Miß mit Messer

Gangster Walker

Tausend Meilen weit entführte Jack James Walker die Miß California, May Schurr, van Hollywood ins Innere des Landes. „Ich habe Qualen erlitten, weil ich sie nicht für mich allein gewinnen konnte", sagte Walker. Mit einem kurzstieligen Dolch brachte er seinem Opfer schwere Stichwunden bei, weil „es jetzt Zeit war, sie zu quälen". Mays Bräutigam, Lloyd Brett, setzte das ganze Netz der Bundespolizei auf die Fährte des Entführers. In einer Garage in Texas konnte Lloyd dann den nicht zurechnungsfähigen Gangster stellen.



Die entführte Miß (rechts) berichtet ihrem Bräutigam vom Schrecken der Entführung





Flottes Leben von fremden Geld: Pienz — Glücklicher Umstand: Dreiländereck

Mit fremden Tips ein Vermögen gescheffelt

Der Umstand, am Dreiländereck in Bregenz zu wohnen, verhalf dem 30jährigen Artur Pienz zu einem lukrativen Gewerbe. Nach den „mathematischen Systemen meines Büros" versprach er zahlreichen Spielern Riesengewinne in den Sport-Totos von Deutschland, Österreich und der Schweiz. Im Laufe eines Jahres erhielt Pienz von seinen Spielern fünf Millionen Schilling. Jetzt stellte sich heraus, daß er nie im Toto spielte, sondern alles Geld für sich verbrauchte.



Der telefonisch gesteuerte Drache *ist tot. Siegfried badet im Blut des Ungeheuers und wird dadurch unverwundbar – bis auf die Stelle, die von einem Lindenblatt verdeckt wird. Fritz Lang dreht für die Ufa den kostspieligsten und technisch großartigsten Film. Er will die „Nibelungen", das Nationalepos der Deutschen, auf die Leinwand zaubern. Achtzehn Monate lang arbeitet er daran wie ein Besessener*

Das gab's nur einmal

Alle Sterne leuchten, alle Melodien erklingen, und die alten Herzen werden wieder jung, wenn Curt Riess in seiner Geschichte der Ufa die große Zeit des deutschen Films noch einmal wieder lebendig werden läßt

Die Zeit der großen Ufa-Filme, die in der ganzen Welt Aufsehen erregen, ist gekommen. Die besten deutschen Schauspieler sind auf der Leinwand zu sehen. Emil Jannings ist bereits weit über die Grenzen des Landes hinaus berühmt. Nach dem großen, historischen Film „Anna Boleyn" dreht er in Rom „Quo vadis". Paul Wegener hat sich mit seinem „Golem" und „Der Student von Prag" in die Spitzengruppe der deutschen Filmstars gespielt. Werner Krauss und Conrad Veidt erringen triumphale Erfolge, ein junger, eleganter Mann namens Willy Fritsch wird engagiert. Und diese erstrangigen Schauspieler werden von phantasiebegabten Regisseuren wie Ernst Lubitsch, Robert Wiene und Fritz Lang geführt. Aber die hervorragendsten Schauspieler und Regisseure wären machtlos, wenn an der Spitze des Unternehmens nicht Erich Pommer stünde. Er ist zu dieser Zeit Direktor der Ufa. Geschäftsmann und Künstler in einer Person. Mit sicherem Instinkt zieht er die besten Regisseure, Schauspieler und Kameramänner heran. Er verfilmt Stoffe, an die sich keiner heranwagen würde. „Das Kabinett des Dr. Caligari" wird auf Pommers Initiative hin gedreht und wird zu einem revolutionären Werk in der Weltgeschichte des Films. Die Uraufführung wird ein Triumph.

Nur einer sieht den Erfolg des „Caligari" mit gemischten Gefühlen. Das ist der junge Regisseur Fritz Lang, dem Pommer zuerst die Regie übergeben wollte und der, um einen recht unwichtigen Schauerfilm „Die Spinnen" zu Ende zu drehen, absagen mußte. Es ist die erste große versäumte Gelegenheit für Fritz Lang. Ein Paar Monate später wird es eine neue versäumte Gelegenheit für ihn geben. Sein Chef Joe May nimmt ihm die Regie des „Indischen Grabmals" ab, weil er diesen todsicheren Film selber machen will.

Fritz Lang verläßt Joe May, um endgültig zu Pommer hinüberzuwechseln. Fritz Lang ist untröstlich, ist wütend.

Er ist untröstlich, aber er läßt sich trösten. Die Frau, der das gelingt, ist die Schriftstellerin Thea von Harbou, nach deren Roman „Das indische Grabmal" der Film gedreht worden ist.

„Ich werde einen anderen Film für Sie schreiben. Einen besseren Film!"

Thea von Harbou ... Es ist schwer, in ein paar Sätzen darzutun, wer sie ist. Sie ist eine Persönlichkeit. Sie ist eine Frau von großer Willensstärke, von ungeheurer Phantasie und eine, die genau weiß, was das große Publikum will und was es nicht will.

Als sie Fritz Lang kennenlernt, ist sie etwa dreißig Jahre alt, sieht aus wie eine Filmdiva und ist eine



Siegfried ist tot, *an seinem Lager trauern Krimhild und ihr Bruder König Gunther. Im Hintergrund steht wie ein riesiger Tatenengel der grimme Hagen. Der Vorhang fällt, der erste Teil des gigantischen Films ist zu Ende. Aber jeder weiß: Krimhild sinnt auf Rache; ein Blutbad am Haf des Hunnenkönigs steht bevar. Fritz Lang dreht auch den zweiten Teil des Nibelungenfilms mit gewaltigem Aufwand an Pathas, Geld und Künstlern. – Paul Richter spielte den Siegfried und Margarete Schön die Krimhild*

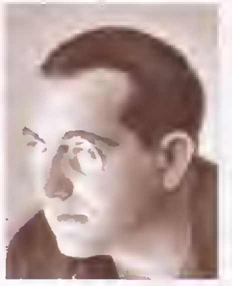
Die Lang-Aera



Thea van Harbau – die Frau, van der man sprach



R. Klein-Rogge – Thea v. Harbaus erster Mann



Fritz Lang – Regisseur und Theas zweiter Mann



Wieder in Berlin. Das letzte Bild der Autarin

Es begann mit den Romanen der Thea van Harbau. Die wurden van Millionen in der „Berliner Illustrierten" gelesen. Es war keine graße Literatur, was diese junge, hübsche, elegante und sagar charmante Schriftstellerin am laufenden Band praduzierte. Es war genau das, was sich die Leute zur Unterhaltung wünschten und was die Auflage steigerte. Dann wurden die Manager der Traumfabriken auf diese Frau mit der üppigen Phantasie aufmerksam. Ihre Romane wurden nun verfilmt, einer nach dem anderen. Dach keiner hätte wahl Aufsehen erregt, wenn ihn nicht der graßartigste Regisseur seiner Zeit gestaltet hätte. Fritz Lang und Thea van Harbau waren für den Film die denkbar glücklichste Verbindung. Sie entzündeten und ergänzten sich aneinander. Ihre Filme machten in der ganzen Welt Schule. Man sprach van ihnen, man kannte sie, man bewunderte sie, mon kopierte sie. Später wanderte das Paar nach Amerika aus. Thea von Harbou kehrte erst nach dem Kriege zurück — zur Wiederaufführung eines Fritz-Long-Films. Beim Verlassen des Kinos glitt sie aus. Wenige Tage später starb sie an den Folgen dieses Sturzes.



„Der müde Tod" *greift nach dem Kind, das Lil Dagaver aus einem brennenden Haus gerettet hat. Bernhard Goetzke spielte den Tod in diesem ersten großen Fritz-Lang-Film. Thea van Harbau schrieb dem jungen Regisseur das Drehbuch. Das Urteil der Kritik: „Die ihr an die Zukunft des Kinos glaubt, seht euch dieses Lichtspiel an! Die ihr dem Kina mißtraut, seht es euch erst recht an, aber laßt alle dumme Weisheit hübsch zu Hause, denn ihr seid bei einer neuen Muse zu Gaste: beim Lichtspiel!"*

berühmte Schriftstellerin. Sie ist trotz ihrer Jugend schon eine sozusagen alte Schriftstellerin, denn sie hat mit zehn Jahren angefangen. Geschichten über Katzen für kleine bayrische Zeitungen. Mit sechzehn verfaßte sie Gedichte. Dann entschließt sie sich, Schauspielerin zu werden. Wieder ein paar Jahre später heiratet sie — in Aachen — den Charakterdarsteller Rudolf Klein-Rogge. Der wird der Star des Nürnberger Stadttheaters, nachdem Werner Krauss und Emil Jannings den Staub Nürnbergs von ihren Füßen geschüttelt hatten.

Thea von Harbou ist kein Star des Nürnberger Stadttheaters. Sie tritt gar nicht mehr auf. Sie schreibt wieder. Sie schreibt viel. Sie schleudert die Romane nur so heraus. Es sind spannende Romane, genau das, was die große „Berliner Illustrierte" braucht, die ihr gewaltige Summen bezahlt.

Die Romane der Harbou sind keine Literatur. Sie sind Unterhaltungsware. Sie sind nicht einmal erstklassige Unterhaltungsromane, wie etwa die Romane von Vicki Baum. Der Harbou geht es nicht darum, Menschen darzustellen, psychologische Konflikte zu gestalten. Ihr geht es immer nur um die Spannung. Und vielleicht ist das der Grund dafür, daß ihre Romane fast alle in exotischen Gegenden spielen, in Indien, China, kurz dort, wo eben alles möglich ist, wo alles unkontrollierbar bleibt und der Leser nicht behaupten kann: so was gibt's doch gar nicht!

Rudolf Klein-Rogge, der Abgott des Nürnberger Stadttheaters, verdient ebenfalls zwölftausend Mark im Jahr; seine Frau verdient mit ihren Ullstein-Romanen zwischen fünfzig- und hunderttausend Mark im Jahr. Sie könnte mehr verdienen, wenn sie nicht in Nürnberg säße, sondern in Berlin. Mit Mann und Schreibmaschine übersiedelt sie nach Berlin.

Das geschieht noch mitten im Krieg. Und bald stellt sich heraus, daß sie recht hatte, nach Berlin zu kommen. Der Film interessiert sich für sie oder besser — für ihre Romane.

Die Harbou ist im Begriff, eine große Karriere zu machen. Rudolf Klein-Rogge macht überhaupt keine Karriere. In Nürnberg konnte er Begeisterungsstürme entfesseln. Für Berlin ist er nicht gut genug. So was hält keine Ehe aus. Sie löst sich sozusagen in Wohlgefallen auf. Die Harbou und Klein-Rogge bleiben gute Freunde. Und sie wird immer dafür sorgen, daß er in dem Film, den sie schreibt, mitspielt, obwohl er auch als Filmschauspieler das Niveau des Nürnberger Stadttheaters kaum überschreitet.

Der Maler

Vielleicht hätte die Ehe noch ein paar Monate länger gehalten, wenn Fritz Lang nicht gewesen wäre. Thea von Harbou verliebt sich Hals über Kopf in ihn. Kein Wunder: Fritz Lang sieht großartig aus. Er ist groß, er ist schlank, er hat ein intelligentes, scharfgeschnittenes Gesicht. Er trägt ein Monokel. Menschen, die ihm auf der Straße begegnen, fragen sich: Wer ist das? Ein ehemaliger Offizier in Zivil? Ein berühmter Filmschauspieler?

Der Vater war ein bekannter Architekt in Wien. Der Sohn will Maler werden. Der Vater will nicht, daß er Maler wird. Er soll Anwalt oder Arzt werden. Also läuft Fritz davon. Er bereist halb Europa. Man kann es nicht eigentlich bereisen nennen. Er ist meist zu Fuß. Er verdient sich den Lebensunterhalt durch Malen und Zeichnen. Manchmal tritt er auch als Kunstschütze in einem Wanderzirkus oder als Conférencier in einem Variete auf.

1909 sieht er — in Brügge — zum erstenmal einen Film. Fritz ist beeindruckt. Er ist als Maler beeindruckt. Er sieht Möglichkeiten. Er erkennt, daß filmen nicht unbedingt fotografieren heißen muß. Daß man mit der Kamera malen kann. Der Film, den er gesehen hat, ist zwar schlecht. Aber man könnte das anders, besser machen. Man könnte es schöner machen.

Jawohl, es kommt alles auf die Schönheit an! Auf den Rhythmus, auf die Tiefe der Bilder! Fritz Lang weiß in der Minute, in der er seinen ersten Film sieht, genau, wie man Filme machen müßte.

Und dann kommt der Krieg. Fritz Lang wird von diesem Ereignis in Paris überrascht.

„Der müde Tod"

Fritz Lang ist Patriot. Er verspürt das unbedingte Bedürfnis, für sein Heimatland zu kämpfen. Er hat natürlich keine Ahnung, wie es zum Krieg gekommen ist. Er eilt so schnell er kann in die Heimatstadt zurück. Er meldet sich freiwillig. Er kommt an die Front. Er wird verwundet. Er wird noch ein zweites Mal und ein drittes Mal verwundet.

Während der Wochen im Lazarett muß er immer wieder an den Film denken, den er in Brügge gesehen hat; an die Filme, die er später in Brüssel und Paris sah. Das läßt ihn einfach nicht mehr los. Man müßte selbst Filme machen!

Er bittet um Bleistift und Papier. Er schreibt seine ersten Filmentwürfe. Er schickt sie an einen Bekannten nach Wien. „Kennst Du jemanden, der mit dem Film zu tun hat?" Die Skizzen werden durch den Wiener Bekannten an einen dritten und vierten Bekannten weitergereicht und geraten schließlich in die Hände von Joe May. Er liest sie, er erkundigt sich nach Fritz Lang.

Dieser junge Mann ist jedoch wieder einmal an der Front. Als der Krieg zu Ende ist, geht er nach Wien zurück. Dort erfährt er, daß Joe May sich nach ihm erkundigt hat. Er fährt nach Berlin.

Joe May fragt ihn: „Diese Entwürfe stammen von Ihnen?"

„Ja ..."

„Wie lange sind Sie denn beim Film?"

„Ich bin gar nicht beim Film! Ich bin Maler ... Ich habe mir das nur so ausgedacht ..."

„Sie sind engagiert!"

„Sie meinen, ich kann einen Film bei Ihnen machen?"

„Nicht so schnell, junger Mann! Ich engagiere Sie als Dramaturg. Sie lesen zuerst mal die eingereichten Manuskripte. Später werden wir sehen ..."

Lang liest die eingereichten Manuskripte. Die meisten fliegen sofort in den Papierkorb. Gelegentlich findet er ein Manuskript, das ihn interessiert. Dann nimmt er Bleistift und Papier und skizziert, wie er sich diese oder jene Szene vorstellt. Er weiß genau, wie die Dekorationen aussehen müßten. Er weiß genau, wie die Schauspieler gruppiert werden müßten. Er sieht das alles vor sich, wie er seine Bilder sieht, bevor er sie gemalt hat. Aber Joe May läßt ihn nicht Regie führen.

Nach der Affäre mit dem „Indischen Grabmal" ist er der Überzeugung, daß er bei May nie weiterkommen wird. Vielleicht wird sein Traum von der Filmregie ewig ein Traum bleiben.

Und dann sagt die Harbou: „Regen Sie sich nicht auf! Ich werde einen Film für Sie schreiben!"

Sie hat auch schon eine Idee. „Es ist die Geschichte einer Liebe. Einer unglücklichen Liebe. Die Liebenden kommen niemals zusammen ..."

„Warum nicht?"

„Der Tod holt den jungen Mann. Der Tod macht den Liebenden immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Obwohl er das gar nicht will ... Der Tod ist gar nicht glücklich, daß er die Menschen immer wieder trennen muß."

Und wie soll dieser Film heißen?"

„Vielleicht ... Der müde Tod ...?"

Thea von Harbou erklärt: „Die Liebesgeschichte zieht sich über Jahrhunderte."

Da ist eine Schenke in einer kleinen deutschen Stadt. Nicht heute — vielleicht vor fünfzig oder hundert Jahren. Der junge Mann und das junge Mädchen sitzen an einem Tisch. Ein Fremder gesellt sich zu ihnen. Er hat ein Stück Land in der Nähe des Friedhofs gekauft. Dieses Stückchen Land ist von einer hohen Mauer umgeben. Und das Seltsame: die Mauer hat keine Tore. Das Mädchen geht in die Küche der Schenke und findet, als sie zurückkehrt, den Raum leer: ihr Geliebter ist mit dem Fremden verschwunden. Sie eilt zur hohen Mauer. Nichts. Keine Spur ihres Freundes. Sie ahnt Furchtbares. Sie fällt, als sie keinen Eingang finden kann, vor Verzweiflung in Ohnmacht.

Der alte Stadtapotheker kommt des Weges, hebt das Mädchen auf, nimmt es zu sich. Während er ihr einen Beruhigungstrank mischt, erwacht sie halb, ergreift eine Giftflasche, sieht aber, ehe sie das Gift trinkt, wie im Traum, die hohe Mauer wieder vor sich . . . Diesmal hat die Mauer eine Pforte. Sie ist offen. Das Mädchen geht hinein. Vor ihr steigen endlose Treppen auf. Auf der obersten Stufe wartet der Fremde auf sie. Von ihm verlangt sie den Geliebten zurück. Der Fremde — das ist der Todesengel oder das Schicksal. Er führt sie in eine dunkle Halle, einen Dom, wo unzählige Kerzen brennen. Jede Kerze symbolisiert eine menschliche Seele. Wenn sie drei schon flackernde Kerzen vor dem Erlöschen bewahren kann, soll ihr Wunsch, den Geliebten wiederzusehen, erfüllt werden.

Nun sehen wir in drei langen Episoden die Wege der Seelenwanderung des Mädchens mit ihrem Geliebten. Die Episoden spielen in einer orientalischen Stadt, im Venedig der Renaissance, in China.

Dreimal wiederholt sich das ewige Schicksal des Liebespaares. Dreimal ist der junge Mann in Gefahr, von seinem Gegner getötet zu werden. Dreimal versucht das Mädchen, ihn zu retten, und dreimal mißlingt es ihr.

Alle Mühe war vergebens — die drei Kerzen sind erloschen. Nun fleht das Mädchen den Tod um Gnade an. Und er bietet ihr

(FORTSETZUNG AUF SEITE 16)

W-A

ASTOR
Waldorf-Astoria
Cigaretten

Noch um 1900 durften Damen in Amerika nicht öffentlich rauchen, bekamen allein auch kein Zimmer in einem Hotel – auch Mrs. ASTOR nicht, die Gattin des Besitzers des WALDORF=ASTORIA in New York! Gerade in diesem Hotel aber begann dann die Emanzipierung der amerikanischen Frau, die heute das WALDORF=ASTORIA zum prunkvollen Rahmen ihrer Triumphe, ihres guten Aussehens, ihrer äußersten Gepflegtheit macht – woran „Michael of the Waldorf", der Leiter des Schönheits=Salons im Hotel, zweifellos ein gewisses Verdienst hat . . .



Die Masken des Spielers Dr. Mabuse

Der geniale Verbrecher Dr. Mabuse macht sich durch geistige Überlegenheit alle Menschen seiner Umgebung untertan. Wo er auch erscheint, immer ist er der große Bezwinger und Herrscher. In den verschiedensten Kreisen erprobt er seine Macht. — Klein-Rogge wurden in dieser Rolle folgende Masken aufgesetzt.



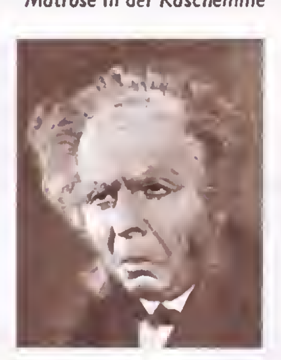
Dr. Mabuse als der Spieler, der niemals verliert . . .



Dr. Mabuse als Psychoanalytiker mit hartem Blick



Dr. Mabuse als betrunkener Matrose in der Kaschemme



Dr. Mabuse als gefeierter Professor im Vortragssaal



Dr. Mabuse spielt und gewinnt auch an der Börse

(FORTSETZUNG VON SEITE 14)

noch eine letzte Chance: kann sie ihm ein anderes Leben als Opfer bringen, so wird er ihr dieses eine Mal den Geliebten zurückgeben.

Wieder sind wir beim Apotheker. Der Traum des Mädchens ist ausgeträumt. Der Apotheker reißt dem Mädchen die Giftflasche weg und sagt ihr, er sei auch lebensmüde, trage aber geduldig sein Leben weiter. Sie bittet ihn nun, sein Leben für ihren Geliebten zu opfern. Plötzlich ist er gar nicht mehr lebensmüde. Er ist geradezu empört über ein solches Ansinnen. Er wirft das junge Mädchen aus dem Haus.

Aber sie gibt das Rennen nicht auf. Sie versucht, andere Menschen zu finden, deren Leben kein Leben mehr ist, die bereit sind, zu sterben. Aber sie findet niemanden, der bereit wäre, auch nur einen Tag zu opfern.

Auch ein elender Bettler und eine alte kranke Frau im Hospital weigern sich, ihr Leben dem Mädchen zum Opfer zu bringen. Plötzlich bricht im Hospital ein Feuer aus. Alle stürzen ins Freie, nur ein Säugling ist zurückgeblieben. Bewegt durch den Schmerz der Mutter, die nach ihrem Kind ruft, stürzt sich das Mädchen in das brennende Haus, hat schon das Kind erreicht, hat es aufgehoben. Da steht der Tod, breitet die Arme aus, wie um das Opfer zu empfangen. Das Mädchen zögert — dann, statt den Geliebten zu retten, indem sie das Kind dem Tod überläßt, reicht sie das Kind der Mutter und kommt selbst in den Flammen um. Der Tod führt sie jetzt zum Geliebten; für immer vereint, wandern sie zum Paradies.

Ein Besessener

Dies ist die Geschichte, die Thea von Harbou Fritz Lang erzählt. Sie hat eine sehr merkwürdige und eindringliche Art, Geschichten zu erzählen, die sie erfunden hat. Sie regt sich dabei derart auf, daß ihr die Tränen aus den Augen stürzen. Manchmal kann sie vor Bewegung nicht weitersprechen.

Dann kehrt sie zu ihrem Stuhl zurück, setzt sich hin — und beginnt zu stricken. Jawohl, sie strickt eigentlich immerfort.

Sie strickt Tag und Nacht. Sie strickt, wenn sie Geschichten erfindet und wenn sie Geschichten erzählt. Sie strickt im Atelier, wenn sie zusieht, wie man einen Film dreht, und während der eleganten Gesellschaften, die sie gibt.

Fritz Lang hört zu. Und während sie erzählt, sieht er schon alles vor sich. Er sieht ganze Szenen, bevor sie geschrieben sind. Er sieht sie — und dies ist wörtlich gemeint —, die Bilder stehen vor ihm. Er weiß genau, während ihm die Harbou die Geschichte erzählt, von welcher Seite der junge Mann kommen wird. Er sieht, wie die große Mauer aussehen muß, wie er die Schenke anlegen wird. Er sieht den Tod, der ganz menschlich wirken soll, fast zärtlich und müde; denn eigentlich liebt er die Menschen und will ihnen nicht weh tun und ist seiner Pflichten müde, sehr müde.

Fritz Lang erzählt Pommer von dem Film. Pommer hat Bedenken. „Das ist doch ein bißchen hoch! Werden die Leute das schlucken?"

„Mir ist vollkommen gleichgültig, was Lehmanns Anna dazu sagen wird!" Lehmanns Anna ist Fritz Langs zweites Wort. Heute nennt man Lehmanns Anna — Lieschen Müller.

„Sie müssen immerhin bedenken, das ist ein Film, der unglücklich ausgeht ... ist ein Film, der, genaugenommen, dreimal unglücklich ausgeht ... Der junge Mann wird immerfort getötet und meist auf eine recht rohe Art!"

„Und? Welch ein Unmaß von Brutalität, von Roheit, von Verbrechen ist in den lieblichsten deutschen Märchen angehäuft! Wenn der mutigste Filmregisseur ein Hundertstel davon in seinen Filmen wagen wollte, er käme damit nicht einmal bis vor die Filmprüfstelle. Kleine Kinder werden von Wölfen geschluckt, Stiefmütter vergiften im Rückfall ihre Stieftöchter und müssen zur Strafe dafür in glühenden Schuhen tanzen, bis sie tot hinfallen. Oder sie köpfen einen lästigen Stiefsohn mit einem Truhendeckel. Oder sie schieben jungen Königinnen Katzen und Hunde an Stelle ihrer Kinder unter, setzen besagte Kinder in Weidenkörben auf den nächsten Strom und ruhen nicht eher, als bis die unglücklichen Opfer ihrer Bosheit auf dem Scheiterhaufen stehen."

Pommer schweigt.

Fritz Lang geht an die Arbeit. Er beginnt schon, während die Harbou das Drehbuch schreibt. Schon hier wirkt er mit. Er liest sich jede Szene durch, sobald sie aus der Schreibmaschine kommt. Er äußert Bedenken. Er findet, dies oder das könne anders gemacht werden. Er „sieht" es anders. Er gibt nicht einen Augenblick zu, daß die Szene nicht unbedingt so aussehen müßte, wie er sie sich vorstellt. Sie muß genauso aussehen, wie er sie sich vorstellt.

Also muß die Szene umgeschrieben werden. Also müssen viele Szenen umgeschrieben werden.

„Ich denke an eine Art Ballade ... Die Sache muß etwas von einem Volkslied haben", erklärt Lang seinem Produzenten Erich Pommer.

„Wo soll das Volkslied sich abrollen?"

„Überall und nirgends — in Arabien, in China, in einer kleinen deutschen Stadt ... im Würzburg oder im Nürnberg des Mittelalters .."

„Das wird kein billiger Film", meint Pommer vorsichtig.

Lang klemmt sein Monokel fest ans Auge. „Wenn ich Ihnen zu teuer bin, kann ich ja ..."

Er ist schon fast wieder an der Tür.

„Nicht so aufgeregt, junger Mann", lächelt Pommer. „Ich habe ja nicht gesagt, daß der Film zu teuer wird."

Der Film wird teurer, als Pommer in seinen kühnsten Träumen befürchtet hat. Es sind nicht die großen Bauten, die das Geld verschlingen, es ist Fritz Lang, der unendlich langsam, unendlich sorgfältig arbeitet. Er ist überall: im Atelier, hinter der Kamera, in der Dekoration, im Schnittraum. Er dreht eine Szene zehn- oder zwanzigmal. Nichts ist ihm recht. Alles könnte besser, perfekter sein.

Seine Mitarbeiter sind bald dem Zusammenbruch nahe. Aber wenn sie auch heimlich fluchen, so bewundern sie Fritz Lang doch. Er hat eine eigene Handschrift. Er ist ganz anders als die anderen Regisseure. Er kommt nicht vom Theater wie Ernst Lubitsch. Er ist nicht am Geschäft interessiert wie Joe May. Er will seinen Visionen Leben geben. Es darf nichts anders sein, als er es sich vorgestellt hat, es darf kein Stuhl, keine Bank, keine Vase anders aussehen oder stehen, es darf kein Knopf anders sitzen, keine Perücke, nichts.

Er ist ein Besessener. Er gibt nicht nach. Er wird nie nachgeben.

Erstaunlich ist, wie er das Licht einzusetzen weiß. Wie ein Mensch plötzlich dasteht, wie ein Licht gewissermaßen aus dem Nichts herausgeholt wird. Wie das Totenreich als eine unendliche Kathedrale

mit zahllosen Kerzen vor uns liegt — jede Kerze ist eine Seele. Wie das nächtliche Venedig vor uns liegt —, nicht dadurch, daß ein Gewirr von Gäßchen oder Kanälen fotografiert wird, wie Lubitsch das gemacht hätte, nicht dadurch, daß der ganze Markusplatz aufgebaut wird, wie Joe May das gemacht hätte, sondern durch ein paar dunkle Steinstufen, die im Wasser versinken, durch eine Gondel, die in einem schmalen Kanal verschwindet.

Fritz Lang arbeitet mit Tricks, die er in schlaflosen Nächten ersinnt und die später Allgemeingut werden. Da ist zum Beispiel die Flucht des Liebespaares in der chinesischen Episode. Die Liebenden versuchen, dem Kaiser mit einem Elefanten zu entkommen. Der Kaiser befiehlt einem Bogenschützen, sie einzuholen. Der Bogenschütze besteigt einen Rappen und reitet durch die Wolken, und der tödliche Pfeil durchbohrt den Geliebten ...

Das alles ist neu und sensationell. Aber es kommt Lang gar nicht darauf an, sensationell zu wirken. Was will er? Er will die Atmosphäre einfangen. Er will Licht und Schatten nicht zufällig verteilen, sondern so, wie es das Drama erfordert. Licht und Schatten haben in des Wortes wahrster Bedeutung Rollen, sind wie Schauspieler.

Wieder, wie in Caligari, spielt die weibliche Hauptrolle die schöne Lil Dagover. Den Tod spielt der relativ unbekannte Schauspieler Bernhard Goetzke, der von nun an in jedem Fritz-Lang-Film mitwirken wird.

Dieser Film hat übrigens — wie schon Caligari — keinen großen Erfolg bei der Premiere in Berlin. In einer Berliner Zeitung lautet die Überschrift der Kritik: „Der gelangweilte Tod!" In Paris freilich ist der Film eine Sensation. „Echt deutsch" nennen ihn die Pariser Kritiken — und meinen damit „tief" und „künstlerisch".

Und dann kommt auch der Erfolg in Deutschland.

Dreiunddreißig Jahre später, im Jahre 1954, wird der Film im Berliner Delphi-Palast noch einmal vorgeführt. Thea von Harbou spricht einleitende Worte. Beim Verlassen des Kinos gleitet sie aus. Wenige Tage später stirbt sie an den Folgen ihres Sturzes. Dies ist das wirkliche Ende des Films vom müden Tod.

Dr. Mabuse, der Spieler

Fritz Lang ruht nicht auf seinen Lorbeeren aus. Er weiß auch schon, wo sein nächster Film spielen wird. Nicht in China, nicht in Venedig, nicht in einer deutschen Kleinstadt. Er wird dort spielen, wo er gedreht wird, in Berlin. Zeit: die Gegenwart. Er will einen Zeitfilm machen. Einen Film, der nur jetzt möglich ist. Einen Film, der nicht vor drei oder vier Jahren hätte gedreht werden können, einen Film, der nicht in zehn Jahren gedreht werden könnte.

Es entsteht der Film „Dr. Mabuse, der Spieler."

Die Harbou schreibt das Drehbuch nach dem berühmten Roman, den Norbert Jacques soeben für die „Berliner Illustrierte" verfaßt hat.

Der Roman von Norbert Jaques gibt die Geschichte eines Mannes wieder, der durch außerordentliche Kräfte andere Menschen zu hypnotisieren versteht und der seine hypnotischen Fähigkeiten im wesentlichen dazu verwendet, seinen Partnern im Kartenspiel große Summen zu entlocken. Nur am Rande erfahren wir, daß dieser Hypnotiseur die Gelder, die er im Spiel gewinnt, nutzbringend anlegt, daß er mit ihnen Schmuggel im großen betreibt, daß er auch kein Einzelgänger ist, sondern das Haupt einer Bande, von der wir allerdings nur drei oder vier Mitglieder kennenlernen.

Dies alles ist Lang viel zuwenig, man möchte sagen, es ist ihm fast zu bürgerlich, zu kleinlich. Der Spieler Dr. Mabuse war mit einem Gewinn von zwanzigtausend oder dreißigtausend Mark zufrieden — und das, obwohl die Inflation bereits begonnen hatte. Bei Lang müssen es Millionen sein. Sein Dr. Mabuse kann zwar die Menschen auch hypnotisieren, aber er begnügt sich bei weitem nicht mit dem lukrativen Kartenspiel. Er spielt auch an der Börse, er ist in Spionagefälle verwickelt, er besitzt Häuser, Autos, Jachten, Nachtklubs, ja, sogar eine eigene Falschmünzerwerkstatt. Und die Mitglieder seiner Bande sind überall.

Er ist ein ganz großer Verbrecher. Er ist die Vorausahnung des großen Diktators: denn er beherrscht seine Umwelt nicht so sehr durch Revolver und Maschinengewehre, wie die Gangster in den amerikanischen Filmen es tun, er beherrscht sie durch seine geistige Überlegenheit, weil er sie erkennt, weil er sie durchschaut, weil er ihre Schwächen für sich ausnutzt.

Eine aufregende Geschichte

Dr. Mabuse ist ein Mann mit tausend Gesichtern. Wir sehen ihn als Arzt und als besoffenen Matrosen, als wilden Spieler und als Psychoanalytiker, als unbeherrschten Liebhaber und als Mann der Unterwelt. Er ist überall und nirgends. Er ist nicht zu fassen.

Nur einer ist entschlossen, sich durch alle Fehlschläge nicht abschrecken zu lassen: der Staatsanwalt Dr. Wenk. Er sieht in Dr. Mabuse, den er nicht einmal kennt, eine Gefahr für die Gesellschaft. Und schließlich wird das Netz um Dr. Mabuse immer enger. Er hat die ersten entscheidenden Fehler seines Lebens begangen. Denn er liebt. Die Frau, die er begehrt, ist die schöne degenerierte Gräfin Todd. Um sie zu besitzen, treibt er ihren Mann zum Selbstmord. Aber die Gräfin erliegt nicht dem Werben Dr. Mabuses und wird die Bundesgenossin des Staatsanwalts Dr. Wenk.

Dr. Mabuse, von Eifersucht geschüttelt, versucht Wenk zu vernichten. Er hypnotisiert ihn und befiehlt ihm, seinen Wagen in einen Abgrund zu fahren. Die Welt wird glauben, es sei Selbstmord. In der letzten Sekunde freilich wird Wenk gerettet. Und nun führt ein wahres Heer von Polizisten in das Haus Dr. Mabuses. Der ist natürlich schon längst fort. Nirgends ist er zu finden. Alle seine Schlupfwinkel hat er rechtzeitig geräumt. Wo steckt er?

Bevor er das Weite suchte, wollte er noch genügend Geldmittel — ein paar Millionen von seinem Geld, das er in einem Keller herstellen läßt — mitnehmen. In der Eile aber hat er vergessen, den Sicherheitsriegel der schweren Stahltür vorzuschieben. So fällt die Tür ins Schloß, die nur von außen zu öffnen ist. Mabuse ist sein eigener Gefangener.

Als Wenk ihn einen Tag später findet, ist Mabuse schneeweiß geworden, sitzt inmitten eines Haufens Falschgeldes: es ist nicht mehr Dr. Mabuse. Er ist — wie der letzte Zwischentitel berichtet: „Der Mann, der Mabuse war"! Der Wahnsinn hat sich seiner bemächtigt.



Eine Zukunftsvision *entsteht in den Ateliers der Ufa. Fritz Lang, der Meisterregisseur, scheut wieder einmal keine Kosten. Erbaut die Stadt der Zukunft nach seiner blühenden Phantasie und nennt sie „Metropolis"*

Der Zeitfilm

Die Harbou schreibt das Drehbuch, oder eigentlich die beiden Drehbücher, denn Dr. Mabuse wird ein Film in zwei Teilen. Sie schreibt handfesten Kintop.

Aber Fritz Lang will mehr als handfesten Kintopp. Er will der Zeit ihren Spiegel vorhalten. Er will das Berlin zeigen, das sich in den ersten Krämpfen der Inflation windet, das Berlin mit seinen Spielsalons, seinen Rauschgifthöhlen, seinen Perversionen, seinen Homosexuellen, seinen Halbwüchsigen, die sich prostituieren, seinen politischen Straßenkämpfen.

Aber er inszeniert den realistischen Film nicht realistisch. Er inszeniert ihn geradezu expressionistisch. Die Zimmer, die Straßen, die er sich bauen läßt, sind irreal. Sie wirken gespenstisch, beklemmend. Sie gemahnen an die Dekorationen des Dr. Caligari.

Die Welt des Dr. Mabuse — wie er ihn sieht, wie er sie schafft — ist nicht nur die Welt der Verbrecher. Seine Falschmünzer, seine Geheimagenten, seine Lebemänner, seine Detektive sind wie die Gespinste eines kranken Hirns. Die Erlebnisse seiner Figuren sind voll von Geheimnissen — obwohl das Ganze ja im Grunde nichts anderes ist, als eine geschickt aufgezogene Detektivgeschichte.

Nein, Dr. Mabuse geht weit über eine Detektivgeschichte hinaus! Unvergeßlich die Bilder, die Fritz Lang schafft. Schon der Anfang: Ein Geheimkurier wird im internationalen Expreßzug niedergeschlagen, seiner Tasche beraubt. Sie fliegt aus dem Fenster des Zuges. Ein Mann nimmt sie auf, wirft sie von einer Brücke herunter. Unten steht ein Motorradfahrer, rast mit der Tasche los. Wir sehen die Tasche durch zehn Hände gehen. Und dann: Sensationelle Veröffentlichung eines Vertrages zwischen zwei Großmächten, der geheimgehalten werden sollte, in der gesamten Weltpresse. Folge: Furchtbarer Sturz der Papiere an allen Börsen!

Dahinter: Dr. Mabuse.

Oder: Wir sehen Dr. Mabuses Gesicht, das plötzlich auf der dunklen Leinwand erscheint, vom Licht entdeckt. Das Gesicht kommt näher und immer näher, bis es die ganze Leinwand ausfüllt, bis die Augen den Zuschauerraum beherrschen.

Oder: Da ist die Szene, in der Mabuse einen Gegner erledigen läßt. Der wird so lange gehetzt, bis er in eine schmale Gasse flüchtet. Und nun kommt ein riesiger Lastwagen auf ihn zu, der ihn gegen die Häuserwand drückt und ihn zermalmt.

Oder: Da ist die Szene, in der einer der Getreuen Mabuses den aussichtslosen Kampf gegen die Polizei aufnimmt. Aus einem Zimmer, dessen schmale Fenster von schweren Panzerplatten geschützt sind, schießt er mit einem Maschinengewehr auf die anstürmenden Detektive.



Der Vamp des deutschen Films *ist ebenfalls eine Erfindung Fritz Langs. In seinem Film „Metropolis" läßt er Brigitte Helm tanzen. Die Grazie ihres Bajaderenkärpers, ihre rätselhaften, lackenden, zwingenden Augen machen sie zum Typus der gefährlichen Verführerin. Diese Maske, die ihr Fritz Lang aufgezwungen hat, kann sie nie mehr abstreifen*

Oder: Da ist die unvergeßliche Szene, in der der Graf Todd von Dr. Mabuse in den Tod getrieben wird. In Trance schneidet er sich die Kehle durch. Die Kamera fährt zurück, und wir sehen, wo er sich umgebracht hat: in der unendlichen Ahnengalerie seines Palais; überall starren von den Wänden seine Vorfahren auf den Mann herab, der nun entseelt am Boden liegt.

Im Programmheft, das man bei der Premiere im Ufa-Palast am Zoo kaufen kann, heißt es: „Die durch Krieg und Revolution erniedrigte Menschheit nimmt Rache für schwere Zeiten und ergibt sich dem Laster — und dadurch passiv oder aktiv dem Verbrechen." Und Tyrannen, wie Mabuse, profitieren vom Chaos ... „Dieser Dr. Mabuse ... wäre im Jahre 1910 nicht möglich gewesen und wird vielleicht 1930 nicht mehr möglich sein, wir wollen es hoffen. Aber jetzt, im Jahre 1920, ist er ein lebensechtes Porträt."

Ein Zeitporträt — wohl kaum! Schon eher ein Zeitdokument. Nur möglich in einer Zeit, die nichts will als die Umwertung aller Werte.

Ein Film, der um die ganze Welt geht. Übrigens der erste wirkliche Gangsterfilm, der je gedreht worden ist. Erst zehn Jahre später wird Hollywood unzählige solcher Filme drehen, in denen Menschen von Autos zermalmt werden, in denen Verbrecher mit Maschinengewehren aus den Fenstern schießen. Und dann werden diese Filme nach Europa kommen, und man wird sagen: „Typisch amerikanisch!", und man wird längst vergessen haben, daß Fritz Lang das schon zehn Jahre vorher in Deutschland gemacht hat, in einem Berlin, das ebenso phantastisch, unglaublich, irreal war, wie seine Filme.

Das Paar ist nicht zu übersehen

Thea von Harbou hat Fritz Lang geheiratet. Man sieht die beiden überall in Berlin: bei Horcher, bei Forster, im Adlon, im Eden, bei den Sechstagerennen, bei den Boxkämpfen, bei den Reinhardt-Premieren.

Sie sind nicht zu übersehen. Er: groß, schlank, großartig aussehend, immer mit dem Monokel, gewöhnlich sehr sportlich gekleidet. Sie hat sich ihre Haare abschneiden lassen, trägt eine Herrenfrisur und ist ebenfalls meist in Tweeds und Flanells gekleidet.

Lubitsch bleibt auch in seiner großen Zeit ein kleiner und bescheidener Mann. Er verbringt seine Abende am Stammtisch der Käthe Maenz, auch Maria Theresia genannt, einer sehr dicken älteren Dame, die fünf Minuten von der Gedächtniskirche eine ziemlich ordinäre Kneipe unterhält. Joe May ist ein guter Familienvater, für den es nichts Schöneres gibt, als nach getaner Arbeit in seiner Wohnung am Kurfürstendamm zu sitzen und die Mahlzeiten zu verzehren, die die unermüdliche Mia May ihm bereitet. Wir erinnern uns: ihre Fähigkeiten als Filmschauspielerin sind umstritten — aber jeder weiß, daß sie die beste Köchin der Welt ist.

Fritz Lang hält nichts von Kneipen oder davon, zu Hause zu bleiben. Er hat ein herrliches Zuhause. Die erste von den zwei oder drei Villen, die er in den nächsten Jahren kaufen oder bauen wird, ist herrlich eingerichtet. Viele Lichteffekte aus dem „Dr. Mabuse" hat Fritz Lang erst bei sich zu Hause ausprobiert. Die Möbel sind von erlesenstem Geschmack. Die Tapeten und Vorhänge — das alles verrät das Auge des großen Künstlers.

Aber dieses Zuhause ist für ihn und seine Frau nur die Kulisse für große Festlichkeiten. Bei Lang sind alle Festlichkeiten groß. Es gibt selbst in den schlechtesten Zeiten die erlesensten Leckerbissen. Es gibt die herrlichsten Weine, den ältesten Kognak. Thea von Harbou empfängt wie eine Königin. Sie ist die bezauberndste Gastgeberin der Welt — und wenn sie einmal in die Küche geht, kommt ein Rehrücken zustande, der den Vergleich mit Mia May nicht zu scheuen braucht.

Aber wenn es keine Festlichkeiten gibt, dann sind die beiden unterwegs. Der Wagen Langs ist in ganz Berlin bekannt: ein riesiger, schneeweißer Mercedes - Kompressor.

Fritz Lang, den Berlin kennenlernt und der bald aus Berlin nicht mehr fortzudenken ist, wirkt wie ein Grandseigneur, einer, der niemals in seinem Leben eine Stunde gearbeitet hat, weil er es niemals nötig hatte, und der auch nach menschlichem Ermessen niemals arbeiten wird. Er sieht sehr gepflegt aus, gut rasiert, gut manikürt. Er duftet immer nach englischer Lavendelseife. Das Monokel scheint in der Augenhöhle festgewachsen. Er lächelt so charmant und erzählt so gute Ge-



schichten! Er ist ein bezwingender Gesellschafter.

Die Mitarbeiter im Atelier freilich kennen einen anderen Fritz Lang: einen hartnäckigen, energischen Lang. Er steht morgens um sieben Uhr im Atelier. Er arbeitet bis elf oder zwölf Uhr nachts, manchmal auch bis drei oder vier. Er kennt keine Müdigkeit. Vielleicht wirft er sich schnell mal auf den Boden und schläft eine halbe Stunde. Aber dann ist er wieder da und ganz so frisch, als habe er eine Nacht im Bett gelegen.

Da er auf sich selbst keine Rücksicht nimmt, nimmt er auch auf die anderen keine Rücksicht. Er weiß genau, was er will, und er ist entschlossen, so lange zu arbeiten, bis jede Szene, jede Einstellung genauso geworden ist, wie er es will. Niemand kann ihm etwas vormachen. Er selbst kann sich nichts vormachen. Er hat das unbestechliche Auge eines echten Künstlers. Er ist todunglücklich, wenn das geringste Detail anders aussieht, als er sich das vorgestellt hat, und er nichts daran ändern kann — was übrigens selten vorkommt. Er ist der glücklichste Mensch der Welt, wenn alles zu seiner Befriedigung abläuft. Dann weiß er: der Film wird gut.

Und was wird Langs nächster Film sein — nach dem sensationellen Erfolg des „Dr. Mabuse"? Gibt es eine Steigerung? Es gibt eine Steigerung!

Fritz Lang hat eine neue Idee, auf die niemand sonst in der Filmindustrie gekommen wäre. Er will die Nibelungen verfilmen. Nicht mehr und nicht weniger.

Der große Plan

Ausgerechnet die Nibelungen? Wollen die Leute Pathos im Kino? Ist so kurz nach der Revolution ein so nationalistisches Thema erwünscht oder auch nur erträglich? War es nicht erst gestern, daß Deutschland den Krieg verloren hat, daß revolutionäre Soldaten den Offizieren ihre Abzeichen von den Uniformen rissen?

Und jetzt die Nibelungen?

Nun, Fritz Lang hat die Revolution nicht mitgemacht, hat ihr nicht einmal mit Sympathie gegenübergestanden. Er ist Nationalist — später wird er sich in diesem Punkt allerdings wandeln. Er glaubt, daß auch die meisten Deutschen nicht viel von der Revolution und der Republik halten, und daß gerade in einer Zeit wie dieser, die so aus den Fugen geraten ist, ein nationaler Stoff das richtige sein müsse. Er will die Menschen nicht nur unterhalten, er will die Deutschen an ihre große Vergangenheit erinnern. In „Dr. Mabuse" hat Fritz Lang das wahre Gesicht der Zeit gezeigt. Mit den Nibelungen will er das wahre Gesicht des Deutschtums zeigen.



Im Keller Dr. Mabuses *sortieren blinde, alte Männer unter der Aufsicht zweier Gonoven das Falschgeld. Eine makabre Szene, die nicht nur spannend und reißerisch ist, sondern zugleich eine bittere, soziale Anklage darstellt. Im Berlin der Inflationszeit gibt es nur himmelschreiende Gegensätze*

Fritz Lang, der Tyrann im Atelier, weiß sofort: ein so gigantisches Unternehmen, wie die Verfilmung des großen deutschen Nationalepos, des Stoffes, den Friedrich Hebbel in zwei Riesendramen und Richard Wagner in vier Opern kaum bewältigen konnte, ist kein leichtes Unterfangen. Da kann vieles, da kann alles schiefgehen. Hierzu hat ein einzelner, selbst wenn er Fritz Lang heißt, nicht genug Kräfte. Er braucht die Kräfte anderer. Der Nibelungen-Film kann nur gelingen, wenn Regisseur, Drehbuchautor, Architekt aufs engste zusammenarbeiten.

Natürlich schreibt Thea von Harbou wieder das Drehbuch. Das ist ja nun eigentlich ein Thema, das einen Dichter erfordert. Und der Nibelungen-Roman, den die Harbou später erscheinen läßt, wird zwar ein hübscher populärer Erfolg, aber von niemandem ernst genommen.

Drehbücher freilich kann Thea von Harbou schreiben. Sie schreibt eines, das sich teilweise an das Nibelungenlied anlehnt, teilweise auch an Wagner und Hebbel.

Zwei Teile.

Im ersten Teil, „Siegfried" genannt, finden wir den Helden nach seinem Kampf mit dem Drachen und dem Unhold Alberich am burgundischen Hof, wo er Krimhilde, die Schwester Gunthers, freit. Hagen, der Vertraute des Königs, verlangt, daß Siegfried zuvor Brunhilde, die streitbare Amazone, für Gunther besiege. Das tut er auch, und Brunhilde weiß zuerst nicht, daß nicht Gunther es war, der sie schlug, sondern Siegfried als Gunther verkleidet. Nun fühlt sie sich gedemütigt und verschmäht, und verlangt Siegfrieds Tod. Hagen tötet Siegfried. An seiner Bahre schwört Krimhilde Rache.

Zweiter Teil: „Krimhilds Rache".

Krimhild heiratet Attila, den König der Hunnen. Sie überredet ihn, ihre Familie einzuladen. Kaum sind die Burgunder erschienen, da stürzen die Hunnen sich auf sie.

Ein Massaker folgt. Krimhild, die völlig außer sich geraten ist, erschlägt ihren Bruder Gunther und Hagen, und wird dann selbst getötet. Attila, ihre Leiche im Arm, sucht den Tod.

Trotzdem: Niemand, mit Ausnahme von Fritz Lang, und niemand außer ihm konnte es wagen, den Film zu drehen. Aber auch er wird zwei Jahre brauchen, um diesen Film — eigentlich diese zwei Filme — fertigzustellen. Er wird sich selbst, seine Mitarbeiter, wird die Ufa fast zugrunde richten, bevor der Film zu Ende gedreht ist.

Er läßt seinen Architekten Otto Hunte kommen, der schon beim „Dr. Mabuse" für ihn arbeitete, und sagt: „Hunte, du sollst mir die Nibelungen bauen!"

Heroische Architektur

Und es entsteht draußen in Babelsberg, von Otto Hunte und Erich Kesselhut entworfen, die Stadt Worms und die Landschaft um den Rhein, ein unendlicher deutscher Märchenwald, ein riesiger Dom, die Residenz Gunthers und die Burg Attilas, das Flammenschloß Brunhildes, das auf einer hohen Klippe steht und von Nebeln umwoben ist.

Monate vor dem ersten Drehtag arbeitet Fritz Lang mit Carl Hoffmann, dem schon damals berühmten Fotografen. Denn bei einem Film wie den „Nibelungen" kommt es ganz auf die Poesie der Fotografie an.

Je stilisierter die Trachten, je maßvoller das Gebärdenspiel, um so tiefer muß die Kamera in die Gesichter eindringen, muß mit Hilfe von neuartigen Beleuchtungen — damals kommen die sogenannten Führungslichter auf — die Augen neu entdecken, die Stirne verdüstern, den Mund herber machen.

Es sind tausend Probleme zu lösen. Wie fotografiert man eine Landschaft, die plötzlich aus dem Nebel aufsteigt? Wie läßt man eine Szene im Nebel verschwinden? Wie beleuchtet man einen Wald so, daß er dunkel und unheildrohend bleibt? Wie schafft man Eis in den Rhein, der im Babelsberger Atelier fließt? Wie Schnee und künstliche Birken?

Fritz Lang ist voll von Ideen. Er schafft eine Symphonie von Lichteffekten. Unvergeßlich der Trauerzug mit Siegfrieds Leiche, mit den Fackellichtern, mit dem Schimmel des Helden, der sich in Todesangst zurückbäumt.

Der Drache mit dem Telefon

Das große Problem: der Drache.

Wie bringt man einen Drachen auf die Leinwand, der riesig und unheilvoll, nicht aber lächerlich wirkt. Ungeheuer wirken meist schon auf der Bühne albern. Soll Lang ihn von einem Menschen spielen lassen und ihn durch Trickfilm vergrößern?

Fritz Lang entschließt sich für einen künstlichen Drachen. Er läßt ihn durch

Karl Vollbracht bauen, der übrigens im Vorspann eigens für diese Tat genannt wird. Es entsteht ein Ungeheuer aus Holz und Leinwand, mit Gliedern, die mittels Scharnieren bewegt werden. Der Kopf, die Tatzen, die Augen und insbesondere der Schwanz müssen ja ständig in Bewegung sein. Eine Mannschaft von acht Mann sitzt innerhalb des Drachens. Fritz Lang instruiert diese Mannschaft innerhalb des Drachens mit Hilfe eines Feldtelefons. Die Verfilmung des Kampfes mit Siegfried dauert fast eine Woche — für Stummfilme eine ungeheure Zeit, in der ja manchmal ein ganzer Film hergestellt wird.

Es gibt zahlreiche Rollen für zahlreiche Schauspieler, darunter für Rudolf Klein-Rogge, Bernhard Goetzke und für den jungen hübschen Wiener Paul Richter, der im „Indischen Grabmal" debütierte. Bei seinem Kampf mit dem Drachen schlägt ihn dieser so heftig mit dem Schwanz auf die Füße, daß er mit schwerverletzten Zehen davongetragen werden muß. Nur mit Mühe kann er die Aufnahme zu Ende drehen.

Aber eigentlich spielen die Schauspieler nicht. Sie haben nur heroisch auszusehen, sie werden nur von Fritz Lang „gestellt". Denn jede Szene ist ein Gemälde. Erinnerungen an Böcklins Bilder geistern durch den ganzen Film. Symmetrie ist Trumpf. Der Hauptakteur behauptet die Mitte, den Vordergrund. Immer wieder wird hell und dunkel gegeneinander abgesetzt, Bewegung und Starre.

Der Regisseur Fritz Lang tobt sich aus. Ein blühender Baum verliert in Sekunden seine Blätter — steht kahl da — eine Warnung: Furchtbares wird geschehen. Bald darauf stirbt Siegfried.

Eine Feder fällt auf die Schneide von Siegfrieds Schwert Balmung und wird von diesem glatt durchschnitten. Wie ist so etwas zu machen?

Fritz Lang läßt die Feder während des Falls fotografieren. Läßt die Feder zerteilen und die beiden Stücke abermals hinunterfallen. Er schneidet den ersten Film dort, wo die Feder das Schwert berührt, und klebt den zweiten Streifen Film dort an, wo die beiden Teile der Feder zu beiden Seiten des Schwertes herunterfallen. Die Feder will freilich nicht so fallen, wie sie fallen sollte. Es kostet viele hundert Meter Film, bis die Feder endlich richtig fällt.

Aber Fritz Lang hat Geduld. Er macht lieber alles hundertmal, bevor er etwas durchläßt, was nicht ganz gelungen ist. Da ist die berühmte Hunnenschlacht am Ende mit einem ganzen Heer von Komparsen. Nachdem die Schlacht zu Ende gedreht worden ist, entdeckt Fritz Lang zu seinem Entsetzen, daß viele der Mannen ihre Armbanduhren nicht abgelegt haben. Die Uhren sind deutlich zu sehen.

Also die ganze Hunnenschlacht noch einmal.

Selbst Erich Pommer ist entsetzt.

„Wissen Sie, was das kostet?"

Fritz Lang weiß es. Er weiß auch, daß, noch bevor er die erste Hälfte des ersten Teils der Nibelungen zu Ende gedreht hat, das Geld verbraucht ist, das für den ganzen Film reichen sollte.

Pommer hat die nicht sehr dankbare Aufgabe, dies dem Aufsichtsrat der Ufa beizubringen. Die Herren sind schließlich bereit, das Budget zu erhöhen. Das müssen sie noch ein paarmal. Und trotzdem hungern Arbeiter und Schauspieler. Denn die Inflation, die nunmehr ihren Höhepunkt erreicht hat, macht alle Gehälter wertlos.

Was nun? Thea von Harbou sieht mit Entsetzen, daß die Arbeiter trockenes Brot zu Mittag essen, daß manche nicht einmal mehr das haben.

Sie eilt zu Pommer. Der meint: „Der Nibelungenfilm hat schon so viel Geld gekostet! Jetzt soll es auch nicht mehr darauf ankommen!"

Von diesem Tage an wird jeden Mittag ein kräftiges Essen für die ganze Belegschaft, für die Schauspieler, Arbeiter, Beleuchter in riesigen Kesseln gekocht und von Thea von Harbou höchst persönlich verteilt.

Die Nibelungentreue der Ufa.

IM NÄCHSTEN HEFT:

Ein Kaiser ist auch im Exil nicht wehrlos — Große Geschäfte mit der Historie — Der große König und sechstausend Statisten — Den „ollen Fritz" kann nur der Otto spielen — Otto Gebühr findet die Rolle seines Lebens

Die Sterne lügen nicht...

DIE WOCHE VOM 29. JANUAR BIS 4. FEBRUAR 1956

In der großen Politik könnte sich manches abzeichnen, was die Öffentlichkeit aufmerksam werden läßt. Diplomatische Annäherungen von Regierungen, die bisher nur lockeren Kontakt hatten, lassen vermuten, daß größere Umstellungen im Gange sind, die für das künftige Zusammenleben aller Nationen vielleicht von entscheidender Bedeutung sind. Die Initiative geht dabei wohl in erster Linie von Rußland aus. Am 30./31. I. könnten einige interessante Einzelheiten bekannt werden. Ein plötzliches Anwachsen der Spannungen ist am 1./2. II. nicht ausgeschlossen. Danach werden sich die Gemüter aber rasch beruhigen. Die konstruktiven Tendenzen überwiegen.



STEINBOCK

22. — 31. Dezember Geborene: Bei Ihnen ist alles in bester Ordnung. Sie meinen zwar, es könnte etwas flotter vorangehen, aber bei ruhiger Überlegung müßten Sie einsehen, daß solche Erwartungen unreal sind. Der 28./29. I. und 2./3. II. bereichern Sie.

1.—9. Januar Geborene: Sie sind ein gern gesehener Gast. Messen Sie dieser Tatsache, daß Sie zur Zeit überall mit offenen Armen aufgenommen werden, aber nicht zuviel Bedeutung zu. Der 31. I. sollte Sie natürlich warnen.

10.—20. Januar Geborene: Vielleicht leben Sie doch ein wenig zu unbekümmert in den Tag hinein. Es ist verständlich, daß Sie nichts versäumen möchten, doch die Unkosten sind groß. Am 1./2. I. sind Sie in Verlegenheit.



WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Diese Tage sollten Sie intensiv nützen. Sie haben große Chancen, Ihre Position wesentlich zu verbessern. Ein Erfolg am 30./31. I. könnte Sie leider zur Unbesonnenheit verführen. Am 2. II. steckten Sie dann in einer Klemme.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Sie können viel gewinnen, wenn Sie mit Ihren Freunden gemeinsame Sache machten, statt Ihre Aufgaben als Einzelgänger meistern zu wollen. Finanziell fällt der 2./3. II. etwas mager aus.

9.—18. Februar Geborene: Nach dem kritischen Jahresanfang bessert sich Ihre Lage nun rasch. Am 31. I. springt jemand für Sie ein, am 2. II. läßt sich ein Verlust ausgleichen, und damit dürften Sie wieder an der Spitze liegen.



FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Die Spannungen sind noch keineswegs restlos abgeklungen. Ein nichtiger Anlaß am 28./29. I. könnte genügen, damit die Auseinandersetzungen erneut beginnen und heftige Formen annehmen. Einen Vorteil haben Sie vom 1./2. II.

28. Februar bis 9. März Geborene: Die Tage bereiten Ihnen mancherlei Verdruß. Besonders mit Frauen könnten Sie Scherereien haben. Am 29./30. I. müssen Sie aufpassen, daß Sie die Grenzen Ihrer Befugnisse nicht überschreiten.

10.—20. März Geborene: Sie haben sich in den letzten Wochen glänzend durchgesetzt. Jetzt ist es aber höchste Zeit, auch auf die Wünsche anderer Rücksicht zu nehmen. Ein Verstoß gegen die guten Sitten am 29./30. I. ist gefährlich.



WIDDER

21.—30. März Geborene: Für eine besondere Leistung erhalten Sie eine offizielle Anerkennung. Von Fachleuten erfahren Sie alle Unterstützung, die Sie brauchen, um Ihr großes Projekt zu realisieren. Am 30./31. I. sind Sie schon eine Runde weiter.

31. März bis 9. April Geborene: Sie müssen Ihre Zeit genau einteilen, um allen Anforderungen nachkommen zu können. Der Februaranfang wartet mit einer Reihe von großartigen Chancen auf. Vorerst gibt es keinerlei Rückschläge.

10.—20. April Geborene: Sie haben das Gesetz auf Ihrer Seite. Es ist also ungereimt, daß Sie sich wegen unerfreulicher Geschehnisse Vorwürfe machen. Am 1./2. I. dürfte klar sein, daß Sie Ihren Prozeß glatt gewinnen.



STIER

21.—29. April Geborene: Geschäftlich und gesundheitlich könnte es Ihnen besser gehen. Ein Zufallstreffer am 29. I. ändert an Ihrer Lage nur wenig. Am 2./3. I. dürfen Sie nicht den Kopf verlieren. Bald bessern sich die Konstellationen jedoch nachhaltig.

30. April bis 10. Mai Geborene: Was Sie momentan so ernst nehmen, ist im Grunde nicht mehr als ein flüchtiges Abenteuer. Bequemen Sie sich zu dieser Einsicht — je eher, desto besser. Am 29./30. I. schöpfen sicherlich Sie den Rahm ab.

11.—21. Mai Geborene: Zum Glück betrachten Sie Ihre verwickelte Lage nüchtern. So werden Sie nie ernstlich in Verlegenheit geraten, auch wenn ein Urteil am 29./30. I. ungünstig ausfällt. Eine Forderung am 3./4. I. ist hoch.



ZWILLINGE

22.—31. Mai Geborene: Sie wollen es nicht wahrhaben, daß sich jemand innerlich von Ihnen immer weiter entfernt. Aus der Überschätzung Ihres Einflusses könnten Ihnen noch große Ungelegenheiten erwachsen. Die Umstände eines Sieges am 4./5. I. sind unerfreulich.

1.—9. Juni Geborene: Was Sie auch äußern oder tun, es wird von gewisser Seite beharrlich mißverstanden. Am besten wäre es, Sie zögen sich vorübergehend ganz zurück. Ihre beruflichen Möglichkeiten sind momentan groß.

10.—20. Juni Geborene: Erfolg im Beruf und gleichzeitig Glück in der Liebe — wie stellen Sie sich das vor? Am 29./30. I. müssen Sie sich allein auf die Aufgabe konzentrieren, wenn Sie in die engere Wahl kommen wollen.



KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Ihre Position ist stark, und alle Versuche, sie zu untergraben werden fehlschlagen, ohne daß Sie überhaupt einzugreifen brauchen. Am 30./31. I. ist es Ihr Vorteil, wenn Sie sich entschließen, die Verhandlungsmethode zu wechseln.

2.—11. Juli Geborene: Interessante Erlebnisse haben Sie in dieser Woche. Über eine Aufforderung am 29. I. freuen Sie sich besonders. Hoffentlich entstehen daraus keine Verwicklungen. Auch am 2./3. II. ist Vorsicht am Platz.

12.—22. Juli Geborene: Man vermißt bei Ihnen eine klare Linie. Mögen verschiedene Leute solch ein Verhalten apart finden, Ihren Kredit hebt es jedenfalls nicht. Was Ihnen der 1./2. II. einbringt, reicht gerade für die Schulden.



LÖWE

23. Juli bis 1. August Geborene: Sie kommen zwar gut voran, aber das sollte kein Anlaß sein, neue Verpflichtungen einzugehen. Was der 30./31. I. einbringt, könnte Ihnen am 1./2. II. doppelt und dreifach wieder abgefordert werden, und was tun Sie dann?

2.—12. August Geborene: Es könnte sein, daß jemand, der glaubte, in anderer Richtung besser zu fahren, reumütig zu Ihnen zurückkehrt. Der 31. I./1. II. hebt Ihr Ansehen. Das Wochenende haben Sie sich etwas anders vorgestellt.

13.—23. August Geborene: Obwohl Sie nicht gerade die besten Zeugnisse vorweisen konnten, hat man sich für Sie entschieden. Leider rechtfertigen Sie dieses Vertrauen nur in begrenztem Maß. Am 2. II. haben Sie gerade noch Glück.



JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Die Ruhe, die bei Ihnen momentan herrscht, ist verdächtig. Sie müssen auf der Hut sein, um nicht von einem plötzlichen Angriff überrascht zu werden. Besonders der 28./29. I. und 4./5. II. sind einigermaßen kritisch.

3.—12. September Geborene: Was um Sie herum vor sich geht, sollte Ihnen nicht gleichgültig sein. Unversehens könnten Sie nämlich in häßliche Auseinandersetzungen mitverwickelt werden. Halten Sie am 2./3. II. Ihr Geld zusammen.

13.—23. September Geborene: Lassen Sie sich nicht dazu verleiten, sich am kritischen 29./30. I. über die Tatsache hinwegzusetzen, daß jemand gebunden ist. Die gegnerische Partei ist sehr viel stärker, als Sie in Rechnung setzen.



WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Sie können Ihr Tätigkeitsfeld erweitern und haben nun freiere Hand für Ihre Lieblingsprojekte. Am 30./31. I. macht man Ihnen einen Antrag, der außerordentlich schmeichelhaft ist. Ihre weiteren Aussichten sind glänzend.

3.—12. Oktober Geborene: Für Sie gibt es im Augenblick keine Schwierigkeiten, die Sie nicht spielend meisterten. Dabei werden die Konstellationen für die kommenden Wochen noch ständig besser. Am 1. II. erhalten Sie einen guten Tip.

13.—23. Oktober Geborene: Fügen Sie sich in das Unvermeidliche. Von Ihren Versuchen, einer Geschichte, die zu Ende ist, eine Fortsetzung zu geben, können Sie sich nichts versprechen. Am 1./2. II. wird ein Termin anberaumt.



SKORPION

24. Oktober bis 1. November Geborene: Ihre Finanzlage kann Sie nicht befriedigen. Vielleicht müssen Sie sich völlig neu orientieren. Solche Ereignisse wie am 2./3. II. sollten sich jedenfalls nicht wiederholen können. Auf weitere Sicht wachsen Ihre Chancen.

2.—11. November Geborene: Sie können nur gewinnen, wenn Sie Ihre jetzige Beschäftigung mit einer anderen vertauschen. Das gesteigerte Interesse, das man Ihnen am 29./30. I. und 2./3. II. entgegenbringt, ist verdächtig.

12.—22. November Geborene: Hinter Ihrem Rükken ist viel Gerede. Mißgunst und Böswilligkeit sollten Sie aber nicht hindern, Ihren Weg weiterzugehen. Einer unangenehmen Begegnung am 3./4. II. ist leider nicht auszuweichen.



SCHÜTZE

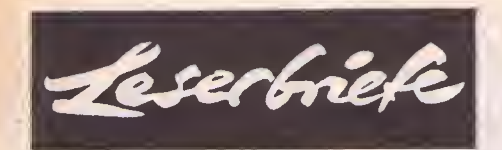
23. November bis 1. Dezember Geborene: Alle Klugheit hilft Ihnen im Augenblick nicht recht weiter. Am 28./29. I. fühlen Sie sich unverstanden und allein gelassen. Der plötzliche Auftrieb der Ihnen der 30./31. I. verleiht, flaut leider ebenso schnell wieder ab.

2.—11. Dezember Geborene: Sie scheinen nach verschiedenen Seiten Zusagen gegeben zu haben. Wundern Sie sich dann nicht, wenn es am 29. bis 30. I. eine Kollision gibt. Vom 1. II. dürfen Sie für Ihren Beruf eine Förderung abwarten.

12.—21. Dezember Geborene: Die Woche verläuft für Sie wahrscheinlich lebhafter als Ihnen lieb ist. Aber es wäre töricht, die Möglichkeiten zur Verbesserung Ihrer Position nicht wahrzunehmen. Setzen Sie auf den 1./2. II.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBURGER
GEBOREN ZWISCHEN 29. JANUAR UND 4. FEBRUAR 1956

Die Natur hat diese Kinder für den Lebenskampf glänzend ausgerüstet. Sie sind wach, intelligent, erfassen Situationen rasch und zaudern nicht lange, ihre Chancen wahrzunehmen. Obwohl sie ausgezeichnete Rechner sind, wird man ihnen nie nachsagen können, daß sie in einem egoistischen Sinne berechnend wären. Sie haben eine unkomplizierte Freude an Eigentum und Besitz, ohne aber je daran zu denken, sich auf Kosten anderer zu bereichern. Alle ihnen anvertrauten Aufgaben führen sie mit einer äußersten Gewissenhaftigkeit durch. Die Genauigkeit geht gelegentlich soweit, daß sie ihren Mitarbeitern ehrlich auf die Nerven fallen. Als Erfinder, Pionier, Sachwalter werden sich viele von ihnen einen Namen machen. Für das Privatleben mangelt es wahrscheinlich nicht nur an Zeit, sondern auch an Begabung. Der Lebensweg der Mädchen ist vom Glück vorgezeichnet.



Glück aus vollen Krügen

In seinem Bericht „Was gleich nach der Liebe kommt" berichtet Herrmann Mostar über „Die Heiligen Drei Könige und ihrem Stern" über die Art, an diesen drei Tagen zu essen und vor allem zu trinken.

In Heft 1 des Stern sagt Herrmann Mostar, was man am Dreikönigstag zu tun hat, um das Glück im neuen Jahr an sich zu binden. Wir haben es getan, aber es war schrecklich. Wir haben zu zweit drei Liter Bier getrunken, und mit gutem Erfolg. Aber mein Mann kann gar nicht mehr aufhören, nach seinem Glück zu angeln und glaubt, je mehr, je besser oder desto immer noch. Jedenfalls muß ich auf die neue Stern-Nummer warten und hoffen, daß Herr Mostar eine neue Idee bringt, wie man meinen Rudi überreden kann, seinen Balthasar an einen anderen Ort zu befördern.

Hamburg — **Jeta Schulz**

Kintop

In Ihrem Heft Nr. 50 schreiben Sie in Ihrem Tatsachenbericht „Das gab's nur einmal", daß es nicht möglich sein wird, aufzuklären, woher das Wort Kintop stammt. Dazu kann ich Ihnen berichten, daß zwei Berliner Gastwirte in ihrer Wirtschaft ein Kino einrichteten, und während der Pausen von Akt zu Akt und in der Zeit, in der die Filme geflickt wurden, wurde in einem topfähnlichen Gefäß Bier ausgeschenkt. Die Filme rissen damals sehr oft und das Kleben dauerte lange, so tranken also die Berliner im Kino ihren „Top". Aus diesem Brauch entstand dann später der Name Kintop.

Nordhorn/Bentheim — **Christian Glässel**

*

Als alte Berlinerin habe ich die ganze Entwicklung des Kinos selbst miterlebt, von den kleinsten Kintopanfängen bis zu den großen Filmpalästen an der Gedächtniskirche. Als ich gerade zur Schule ging, gab es noch in Charlottenburg einen sogenannten Sechsertop. Tatsächlich konnte man da für fünf Pfennige ein ganzes Programm mit zwölf Nummern genießen. Und soweit ich mich erinnere, war da auch schon ein Farbfilm mit Henny Porten bei. Meistens waren es natürlich Wildwest- und ähnliche Klamaukstreifen, aber es war herrlich, und wir versuchten immer wieder, uns auf die alten Eintrittskarten noch mal reinzuschmuggeln, um das ganze Programm noch einmal von vorne zu sehen.

Hannover-Waldhausen — **Lieselotte Koehner**

Keine Lieblingsblumen

Sie berichten im Stern Nr. 2 unter dem Titel „Galanacht in der Redoute" in Ihrer Reportage über den Geburtstag des Bundeskanzlers, daß „die SPD ihren politischen Gegner mit einem großen Strauß seiner Lieblingsblumen überrascht" habe. Diese Mitteilung ist unrichtig, denn der SPD-Vorsitzende Ollenhauer und stellvertretende SPD-Vorsitzende Mellies haben dem Bundeskanzler als offizielles Geschenk der SPD einen Alt-Berlin-Stich aus dem Jahre 1780 überreicht. Der Strauß, den Ollenhauer bei dieser Gelegenheit mit überreichte, stammte von Frau Martha Ollenhauer als Privatgeschenk.

Parlamentarisch Politischer Pressedienst, Bonn

Deutsche Kakteen für Mexiko

Zu Ihrer Reportage „Deutsche Kakteen für Mexiko" (Stern 44/55) erfahre ich, daß die Firma Adolf Hahn Kakteen auch schon nach Japan, Palästina und Ägypten geliefert hat. Die Geschäftsverbindung mit der Firma La Quinta in Mexiko hat allerdings nur vor dem Krieg bestanden und ist nach 1945 nicht wieder aufgenommen worden.

Berlin — **Bernd Fürstenbergh**

Sie kamen freiwillig

Da haben wir's wieder. Zwar hat man uns, seit 1950 zum ersten Male von der Aufstellung einer Armee gesprochen wurde, immer wieder versichert, daß der alte Kommißgeist nie wieder fröhliche Urständ feiern wird. Aber die Bilder Ihrer eindrucksvollen Reportage, Stern Nr. 2, weisen etwas ganz anderes aus. Nehmen wir nur die Fotos von der strammstehenden Gruppe: Mittelfinger an die Hosennaht, Arme leicht angewinkelt, Ellbogen nach vorn, ‚Brustkasten' raus! — der alte Firlefanz, der überhaupt nichts mit der unbestritten notwendigen Erziehung zur Härte zu tun hat. Das äußere Erscheinungsbild verrät den Geist in einer Armee. An diesem Geist aber scheint sich — diesen Bildern nach zu urteilen — nicht viel geändert zu haben. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß vom damaligen Amt Blank ausgerechnet diese Art von Strammstehen als Musterbeispiel für den sturen Kommißbetrieb bezeichnet worden ist. Das, so sagte man, solle es nie mehr geben. Wie schnell ändern sich doch die Zeiten. Wie lange wird es nun noch dauern, bis wir den alten Kommiß in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit wieder haben?

München — **Werner Lautal**

Gnade für Gräfin Bellentani

Im Stern Nr. 1 berichteten wir über die italienische Gräfin Pia Bellentani, die vor acht Jahren ihren Geliebten ermordete und jetzt begnadigt wurde.

Zu Ihrer Veröffentlichung über die italienische Mörderin Gräfin Pia Bellentani möchte ich Ihnen noch ergänzend mitteilen, daß am 2. Mai 1956 in Rom, wo „die schöne Gräfin" jetzt wohnt, die Verhandlung der Zivilklage stattfinden soll. Eingereicht wurde diese Klage von der Witwe des Ermordeten, die aus dem immer noch beträchtlichen Vermögen der Gräfin (20 Millionen Lire) eine Entschädigung im Namen ihrer unmündigen Töchter herausschlagen will. — Aus den italienischen Pressemeldungen geht übrigens hervor, daß die Gräfin nach Abgabe des Schusses auf ihren Geliebten versucht hat, sich mit derselben Pistole zu erschießen. Die Waffe versagte.

Rom — **Mario Calzolai**

Alle Himmel stehen

Der Roman einer gefährlichen Verlockung / Von STE

Ellen Conradi, die schöne Frau des erfolgreichen Fabrikdirektors Thomas Conradi, wäre wunschlos glücklich, wenn das Schicksal ihrer Ehe nicht die Kinder versagt hätte. Mit heimlicher Verbitterung sieht sie zu, wie Thom, ihr Mann, bei jeder Gelegenheit mit den Kindern seines Kollegen Schneidewind spielt. Ellen will das Glück zwingen, und sie faßt einen außergewöhnlichen Plan: Thom soll mit einer anderen Frau ein Kind haben, das will sie dann zu sich nehmen. Thom lehnt energisch ab. Aber Ellen hat sich in ihre Idee verrannt. Ohne sein Wissen geht sie zu der Frau, an die sie gedacht hat: Ruth Warneke. Ruth ist den Conradis von früher her verpflichtet. Seit dem Tode ihres Mannes arbeitet sie bei Thom im Sekretariat. Es gelingt Ellen, die Freundin zu überreden. — Thom will seiner Frau auf andere Weise helfen. Er nimmt Kalle Gotthold, den achtjährigen Sohn einer kranken Rentnerin, ins Haus. Aber Ellen mag den Jungen nicht. Aus Angst vor ihr läuft Kalle davon. Da seine Mutter im Krankenhaus liegt, bringt Thom ihn für ein paar Wochen bei Ruth unter. Von nun an kommt er fast täglich in Ruths Wohnung. — Seit dem Gespräch mit Ellen sieht Ruth Thom mit ganz anderen Augen, und bald merkt sie, daß sie sich rettungslos in ihn verliebt hat. Sie erkennt, daß Ellens Plan eine menschliche Unmöglichkeit ist, und mit der Liebe zu Thom wächst ihre Abneigung gegen Ellen. Es gibt eine heftige Auseinandersetzung zwischen den beiden Franen. Ellen verzichtet auf ihren Plan. Verstimmt trennen sie sich. — Ruth kämpft vergeblich gegen ihre Liebe zu Thom, der weiterhin regelmäßig in ihre Wohnung kommt; aber unbewußt gelten seine Besuche nicht mehr dem Jungen, sondern Ruth, die in ihrer jungen Fraulichkeit einen seltsamen Reiz auf ihn ausübt. Das häufige Zusammensein von Thom und Ruth kommt der geschwätzigen Kollegenfrau, Louise Schneidewind, zu Ohren. Sie fühlt sich verpflichtet, Ellen zu warnen. So sitzt sie denn eines Nachmittags bei ihr und packt vorsichtig ihre Kenntnisse aus.

Frau Schneidewind rutschte unruhig auf ihrem Sessel hin und her. „Ach Gott, Frau Conradi, vielleicht ist es ganz bedeutungslos. Ich meine nur, Sie sollten davon wissen, weil ..."

„Wovon soll ich wissen?" unterbrach Ellen sie. „Nun reden Sie doch endlich!"

„Es ist — wegen... Ihr Mann und Frau Warneke... sie sind in letzter Zeit so häufig gesehen worden. Und darüber wird geredet."

„Frau Warneke?" Ellen holte tief Atem, und mit einemmal löste sich die quälende Spannung in ihr. Grenzenlos erleichtert ließ sie sich zurücksinken. Thom und Ruth — und der kleine Kalle... Du lieber Gott! Das war es also. Und da saß nun die Schneidewind und wartete auf die Wirkung ihrer Enthüllung, ein wenig ängstlich, aber voll unverhohlener Erwartung — wie ein großes, dickes Kaninchen.

Ellen dachte an Schneidewind und seine hübsche Sekretärin, und sie spürte einen kitzelnden Lachreiz in der Kehle, den sie nur mit Mühe unterdrücken konnte. „Also, mein Mann und Frau Warneke?" sagte sie. „Wann sind sie denn gesehen worden?" Ihre Mundwinkel zuckten vor Heiterkeit. „Abends? Im Dunkeln?"

Frau Schneidewind errötete tief. „Um Gottes willen, nein! So habe ich das doch nicht gemeint! Es ist ja wohl auch ganz harmlos. Gestern nachmittag zum Beispiel ..."

In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Ellen ließ Frau Schneidewind mit ihrer peinvollen Verlegenheit allein und ging ins Nebenzimmer. Thom war am Apparat. „Ellen", sagte er, „es wird heute wieder später. Bitte, warte nicht mit dem Abendessen auf mich. Ich muß nochmals nach Treysa."

„Schon wieder?" fragte sie.

„Ja", antwortete er schnell. „Es ist noch eine Menge zu regeln wegen des neuen Maschinenhauses. Also bis heute abend! Auf Wiedersehen!" Ehe sie etwas sagen konnte, hatte er aufgelegt.

Noch immer lächelnd ging sie zurück. Aber noch bevor sie sich wieder gesetzt hatte, durchzuckte sie das Begreifen. Was hatte die Schneidewind gesagt? Thom und Ruth? Gestern nachmittag? — Gestern hatte Thom angerufen. Gegen fünf. Er müßte nach Treysa. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Es war kurz vor fünf. Ihre Hände wurden eiskalt. Ihre Gedanken liefen zurück. Wie war das Freitagnacht gewesen? ‚Ich bin versackt' hatte er gesagt, ‚mit dem Direktor des Zweigwerkes von Treysa.' Aber am selben Nachmittag war er zusammen mit Ruth weggefahren, das hatte ihr die Gerber gesagt, mit triumphierend glitzernden Augen...

Sie wußte plötzlich genau, daß Thom sie belogen hatte, auf eine beleidigende, erniedrigende Weise; und diese Erkenntnis war wie ein brutaler Schlag aus dem Dunkeln.

Sie setzte sich. Krampfhaft hielt sie ihr Lächeln fest. Sie sagte: „Ich kann Ihnen alles leicht erklären, Frau Schneidewind, wenn es Sie so sehr interessiert."

Frau Schneidewind hob abwehrend die Hände. „Aber nein, liebe Frau Conradi, lassen Sie doch!"

„Wir hatten vor drei Wochen einen kleinen Jungen in Pflege", fuhr Ellen fort. „Aus bestimmten Gründen konnte er nicht bei uns bleiben, und Frau Warneke hat ihn dann zu sich genommen. Deshalb ist mein Mann so häufig mit ihr zusammen gewesen. Genügt Ihnen das?"

Frau Schneidewind wand sich vor Verlegenheit. „Ach Gott, Frau Conradi, es ist mir so furchtbar peinlich. Aber bitte, verstehen Sie mich richtig! In diesen Dingen muß man doch ..." Sie stockte. Sie erwartete eine Hilfe von Ellen, aber Ellen schwieg.

Frau Schneidewind befeuchtete aufgeregt ihre Lippen. Und dann versuchte sie, über die scheußliche Situation hinwegzureden. Sie tat das auf ihre Art. Und diese Art war nicht gut. Sie sagte: „Ich hoffe, Sie wissen, daß ich es Ihnen in der besten Absicht erzählt habe." Sie sagte: „Selbstverständlich habe ich nicht daran geglaubt. Aber man muß auch den Schein vermeiden, nicht wahr? Wegen der Optik, wie mein Mann immer sagt, nicht wahr?" Sie sagte: „Man muß mit der Bosheit der Menschen rechnen, nicht wahr ..."

Frau Schneidewind redete und redete, und Ellen hörte mit starrem Lächeln zu. Sie blickte in das rosige Sommersprossengesicht, sie sah die ordentlich gelegten Stirnlöckchen, die Querfalten am Hals, die gutmütigen, dummen Kaninchenaugen und die sich eifrig bewegenden feuchten Lippen. Abscheu kam über sie. Überdruß — und schließlich Zorn.

Frau Schneidewind leitete ihren Rückzug ein. Sie äugte nach der Uhr und mimte Erschrecken. „Oh, es ist schon so spät geworden." Sie erhob sich und rüstete eilig zum Aufbruch. Und um ihren Rückzug so ehrenvoll wie möglich zu gestalten, re-



n offen

EFAN OLIVIER

dete sie auch noch beim Hinausgehen auf Ellen ein. „Nicht wahr, Sie nehmen mir nicht übel, daß ich, gewissermaßen als ältere Freundin ... Sehen Sie, gerade in einer Ehe wie der Ihren, in der das feste Band der Kinder fehlt, das alles zusammenhält ..."

Ellen hielt ihr die Haustür auf.

„... gerade in einer solchen Ehe, da kann leicht so ein Verdacht aufkommen — in Ihrem Falle natürlich völlig unbegründet. Aber ..." Frau Schneidewind trat über die Schwelle und drehte sich noch einmal um. „Sie sind mir doch nicht böse, Frau Conradi?" fragte sie erschrocken.

Ellen lächelte nicht mehr. Ihre Augen waren dunkel vor Zorn. Sie sagte: „Kinder halten nicht immer eine Ehe zusammen, Frau Schneidewind. Selbst wenn es vier sind, wie bei Ihnen. Und besonders dann nicht, wenn der Mann eine so hübsche Sekretärin hat wie Ihrer! Davon spricht übrigens das ganze Werk schon sehr lange! Auf Wiedersehen!" Sie machte die Tür fest zu und blieb bewegungslos stehen.

Einen Augenblick war es draußen still. Dann hörte sie Frau Schneidewinds zögernde Schritte. Tap — tap — tap. Pause. Tap — tap — tap. Wieder Stille. Dann entfernten sie sich hastig, fast fluchtartig.

Ellen lief in Thoms Zimmer zum Telefon und ließ sich mit der Direktion in Treysa verbinden. Die Sekretärin meldete sich. „Herr Direktor ist seit gestern verreist. — Herr Dr. Conradi? Der ist nicht angemeldet. Aber ich kann mich ja noch mal erkundigen."

„Nein, danke", sagte Ellen schwach. „Ich habe mich wohl geirrt." Ohne eine Antwort abzuwarten, legte sie auf.

Sie ließ sich in einen Sessel fallen und starrte zum Fenster hinaus. Draußen



Als Ruth ihn sprechen hörte, brachte sie kein Wort heraus. Sie schob den Hörer weit weg und legte verzweifelt den Kopf auf den Arm.
Illustration: K. L. Haenchen

spielte der Herbstwind mit den letzten Astern. Die Astern sahen aus wie schlecht gemachte Papierblumen, ein wenig fade und unecht in den Farben. Es war eine schlechte Sorte, und es war kein rechtes Leben mehr in ihnen. Aber dem Herbstwind war das gleichgültig, er riß sie erbarmungslos hin und her, und gleichzeitig wirbelte er ein paar gestorbene Blätter in die Luft, sie erwachten zu einem letzten Tanz und blieben dann leblos zwischen den Astern liegen.

Das Bild verschwamm vor Ellens Augen. Sie schlug die Hände vors Gesicht und warf sich über die Sessellehne. Sie weinte laut und hemmungslos wie ein Kind. Die Tränen liefen durch ihre geschlossenen Finger, unaufhaltsam. Sie achtete nicht darauf. Sie überhörte auch Giselas Klopfen, und sie merkte nicht, wie das Mädchen die Tür einen Spalt öffnete und dann behutsam wieder schloß.

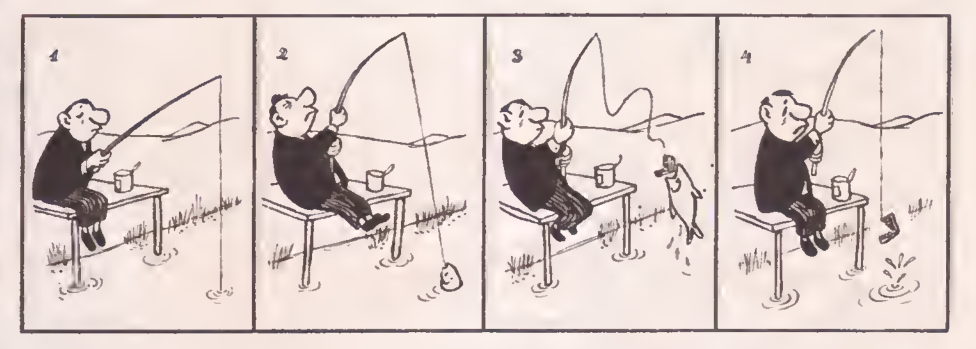
Preßplatten getäfelt und wurde von einem schweren, mehrarmigen Holzleuchter grell erleuchtet. Der Wirt wienerte gemächlich mit einem Lappen an der Bierfontäne herum, und ein buntgekleideter junger Mann stand an dem Spielautomaten neben der Theke. Der junge Mann war der einzige Gast.

„N'abend, Herr Doktor", sagte der Wirt vertraulich. Der junge Mann beachtete Thom nicht. Er starrte mit konzentriertem Ernst auf die rotierenden Scheiben des Automaten.

Thom setzte sich an den Tisch, der am weitesten von der Theke entfernt war. „Ein Bier und einen Steinhäger, bitte."

Der Wirt brachte das Gewünschte. —

Thom trinkt. Und jedesmal, wenn er ausgetrunken hat, hebt er flüchtig die Hand, und der Wirt bringt ihm ein neues Glas. Der Wirt denkt nicht daran, seinen Gast durch ein Gespräch zu stören. Dieser



Das Weinen tat unendlich wohl. Es löste die Verkrampfungen und Spannungen der letzten Stunde, und nach und nach kam die Ruhe der Erschöpfung wie nach einer großen und langwährenden Anstrengung.

Ellen trocknete sich die Tränen und blieb mit geschlossenen Augen still sitzen. Sie dachte: Thom und Ruth! Eigentlich habe ich es gewollt. Nicht so natürlich, aber gewollt habe ich's. Und sie dachte daran, was sie damals zu Ruth gesagt hatte: Männer sind ganz anders, als du glaubst. Für sie bedeutet das nicht so viel. Und eine Ehe wird nicht davon berührt ...

Ich werde klug sein, dachte sie. Ich werde nicht den Fehler machen, den andere Frauen machen. Ich bin nicht Frau Schneidewind, und Thom ist nicht Herr Schneidewind. Es ist durch den Jungen gekommen, das hat Ruth ausgenutzt. Wie man sich so in einem Menschen täuschen kann!

Für einen Augenblick verdunkelte der Haß gegen Ruth ihre Gedanken. Aber dann bekamen wieder ihr Stolz und ihr Selbstvertrauen die Oberhand.

Sie stand auf und ging hinauf ins Bad. Sie wusch ihr Gesicht mit kaltem Wasser, brachte ihr Haar in Ordnung und zog ein wenig die Lippen nach. Sie betrachtete lange ihr schönes Spiegelbild. Dann lächelte sie. Nun war sie wieder ganz ruhig.

*

Thom sah nach der Uhr. „Ich muß gehen, Ruth!"

„Schon?

„Ja." Er stand auf und nahm seinen Hut.

Sie brachte ihn bis zur Tür. „Nächste Woche kommt Bärbel zurück", sagte sie.

„Oh, das ist ja schön."

„Ja", sagte sie ohne Überzeugung und dachte: Wenn Bärbel zurück ist, werde ich nicht mehr so frei sein. Wünscht er sich das? Sie spürte plötzlich die Fremdheit, die zwischen ihnen war. Sie fragte: „Kommst du morgen wieder?"

Er blickte an ihr vorbei. „Morgen nicht, Ruth."

„Dann übermorgen?

„Ich weiß noch nicht."

„Also übermorgen", drängte sie.

Er zögerte. Da war wieder dieser Ausdruck in ihren Augen, der ihn jedesmal unsicher machte. Er brachte es nicht über sich, ihr zu sagen, daß er überhaupt nicht mehr kommen wollte. „Ja, übermorgen", sagte er endlich. „Auf Wiedersehen!"

Sie schlang beide Arme um seinen Hals und küßte ihn wild. „Auf Wiedersehen, Thom!"

Er machte sich vorsichtig frei und ging schnell hinaus. Behutsam drückte er die Wohnungstür hinter sich ins Schloß. —.

Er beeilte sich nicht mit der Heimfahrt Er brauchte Zeit zum Nachdenken.

Zwei Straßen vor dem Rosental lag eine kleine Wirtschaft, in der er ab und zu mit Ellen ein Glas Bier trank. Er hielt den Wagen und trat ein.

Der Raum sah aus wie alle Wirtschaften Deutschlands, deren Besitzer mit der Zeit gehen. Er war mit häßlichen gelbbraunen

Dr. Conradi scheint Sorgen zu haben; man muß ihn damit allein lassen, wenn er selber nicht darauf zu sprechen kommt. Der Wirt hält das mit allen Gästen so. Das ist sein Geschäftsprinzip.

Thom trinkt, und nach jedem Glas wird sein Verstand klarer. Das liegt an dem Schnaps, denkt er, der ist eine scharfe, saubere Sache. Und er sagt zu Ruth: Du darfst mich nicht immer so ansehen, Ruth! Wenn du mich so ansiehst mit deinen braunen Augen, dann sind alle meine Vorsätze hin, und dann glaube ich, daß ich dich liebe. — Und dann diese Art, wie du mit dem Jungen umgegangen bist. Da wurde mir immer ganz warm ums Herz! Aber ich bin mit Ellen verheiratet, hörst du? — „Herr Wirt! Noch mal dasselbe."

Es geht doch nichts über so eine klare scharfe Sache: Steinhäger, Korn, Gin, Doornkat. — Ja, Ellen, zwischen uns ist nicht mehr alles in Ordnung. Ich weiß nicht, woran es liegt. Ich habe mir schon am Sonnabend vorgenommen, mit dir darüber zu sprechen. Aber da mußte ich plötzlich an Ruth denken. — Und heute wollte ich Ruth sagen, daß es nicht so weiter geht. Es geht wirklich nicht so weiter! — Zum Donnerwetter, bisher habe ich doch immer gewußt, was ich wollte! Und jetzt weiß ich's auf einmal nicht mehr? — Ellen, ich habe dich angelogen! Auch heute wieder. Allmählich habe ich schon Übung, es macht mir fast gar nichts mehr aus. — Ellen, mit deinem Mann ist nicht viel los! Kein Ritter oder Gentleman oder Heiliger,



wie du immer gedacht hast! Vielleicht liegt's an dir selber. — Wenn du ein bißchen anders wärst. Nicht immer so selbstsicher. Ein bißchen weicher vielleicht? Und nicht ganz so anspruchsvoll. —

„Noch einen, Herr Wirt. Und dann möchte ich zahlen ..."

Ruth, ich habe mich wieder breitschlagen lassen. Aber ich konnte nicht anders, als du mich so angesehen hast. Übermorgen reden wir miteinander. Du bist doch eine vernünftige Frau —

Als er hinausging, war sein Gang nicht ganz sicher, und er fuhr den Wagen so schwungvoll in die Garage, daß die Stoß-

stange nur um Millimeter von der gekalkten Wand entfernt blieb.

Während er durch den Keller nach oben ging, zündete er sich eine Zigarette an. Der Gedanke an die Begegnung mit Ellen irritierte ihn.

Dann stand sie vor ihm. Sie sah sehr schön aus, und sie lächelte. „Da bist du ja", sagte sie. „Hast du schon gegessen?"

„Ja", log er und begann lebhaft zu erzählen, wie das Essen gewesen wäre und was er in Treysa alles geregelt hätte, bis ihm auf einmal zu Bewußtsein kam, daß sie nichts von alledem hatte wissen wollen. Er schwieg verlegen.

Sie schien nichts gemerkt zu haben. Sie zog ihn mit sich. „Thom", sagte sie, „ich bin furchtbar dumm gewesen."

Er starrte sie verständnislos an.

„Ich meine wegen Kalle", fuhr sie eifrig fort. „Thom, du hast schon recht gehabt. Ich verstehe das jetzt. Wir sollten wirklich ein Kind ins Haus nehmen. Alles andere ist Unsinn. Ich werde Kalles Mutter jetzt öfter besuchen. Und wenn es wirklich soweit kommt... ich meine, wenn sie — sterben sollte, dann werden wir den Jungen zu uns nehmen."

Ihm wurde speiübel. Nun, wo alles so verfahren war, kam sie mit dem Jungen! Warum hatte sie ihm das nicht früher gesagt? „Ja", sagte er schwach, „dann ist ja alles in Ordnung."

*

Frau Louise Schneidewind empfing um dieselbe Zeit ihren Mann. Wie immer nahm sie ihm Hut und Mantel ab. Nur der schmatzende Kuß unterblieb heute; aber er merkte es nicht. Er begrüßte mit väterlicher Kameradschaft seine beiden Ältesten und erkundigte sich nach dem Stand der Schulaufgaben. Die beiden Jungs erklärten, daß alles in Ordnung sei und zogen sich unauffällig zurück, um weiteren Fragen aus dem Wege zu gehen.

Schneidewind betrat mit gefurchter Stirn das Eßzimmer, ließ sich an dem hübsch gedeckten Tisch nieder, entfaltete die Serviette und überlegte flüchtig, was er seiner Frau erzählen könnte.

Sie nahm die Mütze von der Teekanne und schenkte ihm ein. Ihr rosig-mütterliches Gesicht hatte heute einen ungewohnt strengen, gespannten Zug. Sie schob ihm die Zuckerdose hin und sagte, ohne aufzusehen: „Du hast wieder lange arbeiten müssen."

„Hm —", machte er. „Es ging."

Sie spielte mit einem Löffel. „Hat Fräulein Gerber dir geholfen?"

Er hob den Kopf, und für einen Augenblick überfiel ihn Unsicherheit. Vielleicht kam es daher, daß er die Hände der Gerber noch auf seinem Gesicht spürte, und daß er noch eine zarte Spur von ihrem Parfüm witterte. Er hatte sie eben nach Hause gebracht, und in ihrer hübschen kleinen Wohnung hatten sie einen Cocktail zusammen getrunken. Dabei hatte er ihr versprochen, daß sie ihn auf seiner nächsten Geschäftsreise nach München begleiten werde. Sie hatte ihn geküßt, in ehrlichem Entzücken, und ihre Freude hatte ihm Spaß gemacht. Noch während der Heimfahrt hatte er daran gedacht. Ob seine Frau ihm das anmerkte? Ach was! Es gab keinen Grund zur Sorge. Er hatte oft mit ihr über die Gerber gesprochen, er hatte es ganz bewußt getan, um jedem möglichen Verdacht zuvorzukommen. Er hatte die immense Tüchtigkeit der Gerber gelobt, und ab und zu hatte er ein paar abfällige Bemerkungen über sie eingestreut, zum Beispiel, daß sie ein ekelhaft aufdringliches Parfüm hätte, oder daß sie dauernd von einem jungen Mann abgeholt würde, der stundenlang unten auf sie wartete. Und zweimal hatte er es so eingerichtet, daß die beiden Frauen einander in seinem Vorzimmer begegnet waren. Die Gerber hatte ihre Rolle als Sekretärin großartig gespielt, und Louise war sehr angetan von ihr gewesen. Ach, es war eben nicht immer leicht, die Pflichten eines Familienvaters mit dem zu koordinieren, was die ungebrochene Männlichkeit eines schwerarbeitenden modernen Managers gebieterisch verlangte!

Gelassen wandte er sich wieder seinem Essen zu. „Natürlich hat sie mir geholfen", sagte er, „du weißt doch, daß ich ohne die Gerber aufgeschmissen bin."

„Ja", antwortete sie und malte mit dem Löffel auf dem Tischtuch herum. „Das ist ja allgemein bekannt."

Ohne zu antworten, stopfte er sich ein Stück kalten Braten in den Mund.

„Eigentlich erstaunlich", fuhr sie fort, „daß sie freiwillig immer soviel länger arbeitet. Tun das die anderen auch?"

Er warf seiner Frau einen schnellen Blick zu. Sie war immer noch mit ihrer

Malerei auf dem Tischtuch beschäftigt. Die Lippen hatte sie fest aufeinandergedrückt, so, als konzentrierte sie sich ganz auf die wirren Figuren, die unter der scharfen Kante des Löffels auf dem gestärkten Tischtuch entstanden. Irgend etwas an ihrem Gesichtsausdruck störte ihn, und er war plötzlich aufs höchste alarmiert. Er zwang sich dazu, ruhig weiterzukauen und murmelte: „Sie hat eben Ehrgeiz."

„Ehrgeiz?" Frau Schneidewind hob endlich den Kopf und sah ihren Mann fest an. „Will sie etwa Frau Direktor werden?"

Bruno Schneidewind war in geschäftlichen Dingen ein geschickter Verhandler. Er brachte es fertig, auch dann, wenn eine Sache schon verloren schien und die anderen Partner nervös auf ihren Stühlen herumrutschten, mit lächelnder Ruhe weiterzureden. Instinktiv stellte er sich auch jetzt auf diese bewährte Taktik ein. Er lächelte munter und fragte: „Sag mal, Schatz, was hast du auf einmal? Magst du die Gerber nicht mehr? Du warst doch immer so begeistert von ihr!" Er griff nach ihrer Hand und tätschelte sie liebevoll. „Mein liebes Kind, verjag sie mir nicht. Sie ist unheimlich tüchtig!"

Sie zog ihre Hand zurück. Sie hatte sich vorgenommen, ihm ruhig und kalt alles ins Gesicht zu sagen, aber nun konnte sie ein Zittern ihrer Lippen nicht unterdrücken. „Unheimlich tüchtig", sagte sie. „Und nebenher ist sie deine Geliebte, nicht wahr?"

Einen Augenblick verschlug es ihm die Sprache. Er wurde krebsrot. Er ließ Messer und Gabel auf den Teller fallen. Es gab ein hartes Klirren. Die Gabel fiel zu Boden. Er rückte den Stuhl zurück und hob sie auf. Während er das tat, überlegte er blitzschnell. Sein trainiertes Gehirn funktionierte ausgezeichnet, und als sein rotes Gesicht wieder über dem Tisch auftauchte, hatte er bereits seinen Entschluß gefaßt.

Er warf die Gabel zum zweitenmal auf den Teller und starrte seine Frau zornig an. „Bist du verrückt geworden?" schrie er. „Wer hat dir denn diesen Quatsch erzählt?" Er stieß fauchend die Luft durch die Nase. „Ist das denn die Möglichkeit? Und so etwas sagt mir meine eigene Frau ins Gesicht?" Er stand auf, stieß mit den stämmigen Beinen den Stuhl zurück und blickte drohend auf sie herab. „Ich verlange eine Erklärung", donnerte er. „Ich verlange sofort eine Erklärung!"

Louise Schneidewind hatte mit einer solchen Entwicklung nicht gerechnet. Sie begann innerlich zu zittern. „Bitte, schrei nicht so", sagte sie, „denk an die Kinder. Es braucht doch nicht jeder zu hören, was wir hier besprechen!"

„Mir ist das egal!" brüllte er. „Von mir aus können sie alle hören, was meine eigene Frau mir vorwirft. Also bitte, möchtest du mir jetzt erklären, von wem du diese unmögliche Geschichte hast?"

Sie sah sein zornig erregtes Gesicht. Erste Zweifel stiegen in ihr hoch. „Alle reden sie darüber!" antwortete sie unsicher. „Im ganzen Werk wird darüber gesprochen."

Er ließ sich nicht verblüffen. „Namen!" schrie er sie an. „Namen möchte ich wissen! Wer hat es dir erzählt? Irgend jemand muß es dir doch gesagt haben!"

Sie zögerte. Das Gespräch verlief ganz anders, als sie gedacht hatte. Sie hatte erwartet, daß er alles gleich zugeben würde, und sie hatte sich schon gesehen, wie sie ihm Vorwürfe machen, ihm ins Gewissen reden, Forderungen an ihn stellen würde, strenge Forderungen. Und nun stand er drohend vor ihr und verlangte Rechenschaft. Sie schluckte krampfhaft. Dann sagte sie leise: „Frau Conradi."

Seine Augen weiteten sich. „Frau Conradi?" ächzte er. Für einen Moment sah es so aus, als werde er nun alles zugeben. Aber wieder kam es ganz anders, als sie erwartet hatte. Mit einem Ruck drehte er sich um und ging mit wuchtigen Schritten ins Nebenzimmer. „So", grollte er. „Mit der Dame werde ich mich gleich mal unterhalten. Und du bist bitte so freundlich, herzukommen, und ihr nötigenfalls alles zu bestätigen." Er nahm den Hörer vom Telefon.

VORSICHT! DACHARBEIT

In diesem Augenblick verlor Louise Schneidewind die Nerven. Sie hätte nur eine Minute zu warten brauchen. Sie hätte nur zu sagen brauchen: ‚Bitte, tu das.' Aber sie dachte voll Entsetzen an die Szene vom Nachmittag. Sie wußte ohnehin nicht, wie sie mit Frau Conradi ins reine kommen sollte. Großer Gott, wenn er nun auch noch Frau Conradi so anbrüllen würde! Zuzutrauen war's ihm. Und wenn Frau Conradi ihm dann das andere sagte? Unmöglich! Nicht auszudenken!

Sie lief ihm nach. „Bitte, Bruno, bitte, das kannst du nicht tun!"

Er wandte ihr den Rücken zu. Sein dicker Nacken glühte. „Natürlich kann ich das!" fauchte er. „Ich wünsche klare Verhältnisse! Und mit dem Conradi werde ich auch noch ein Wörtchen reden!" Er steckte seinen dicken Finger in die Wählerscheibe und drehte die erste Zahl.

Sie drängte sich an ihm vorbei und legte die Hand auf die Gabel. „Bruno, ich bitte dich!" Dann sank sie auf einen Stuhl und brach in Tränen aus. „Wenn du das tust", schluchzte sie. „Ich wollte doch nur Gewißheit. Ich wollte doch nur wissen, ob es stimmt!"

Er knallte den Hörer auf die Gabel. „Das konnte ich dir gleich sagen!" brüllte er. „Natürlich stimmt es nicht! Und ich begreife nicht, wie du einen solchen Verdacht auch nur in Erwägung ziehen konntest!"



Der Schotte auf dem Eis!

Sie schluchzte fassungslos.

Er wußte, daß er gewonnen hatte. Mit wuchtigen Schritten lief er eine Weile im Zimmer auf und ab, dabei ließ er seine Frau nicht aus den Augen.

Eine Weile genoß er seinen Sieg. Dann begann das schlechte Gewissen an ihm zu fressen — und das Mitleid. Er war kein Unmensch. Aber was wollte sie denn? Sie hatte ein gutes Leben, und er hatte ihr eine angesehene Stellung in der Gesellschaft geschaffen. Sie waren Mitglieder der beiden angesehensten Klubs der Stadt, und über Mangel an Einladungen konnten

sie sich nicht beklagen. Vernachlässigte er sie denn? Keineswegs! Hatte er sich je mit Scheidungsabsichten getragen, weil sie ihm zu alt und zu reizlos geworden war? Keineswegs! Oh, er kannte eine ganze Anzahl von Männern seines Alters, die sich von ihren Frauen getrennt und jüngere geheiratet hatten. Er lehnte das ab. Treue um Treue. Er war bereit, mit ihr den Weg bis zum Ende zu gehen.

Er stoppte seine Wanderung, ging zu seiner Frau hinüber und setzte sich auf die Sessellehne. „Hör mal zu", sagte er leise. „Ich bin eben ein bißchen laut geworden. Das mußt du verstehen! Was hättest du wohl getan, wenn ich dich plötzlich mit so einer Sache überfallen hätte?"

Sie schluchzte auf und putzte sich geräuschvoll die Nase.

„Na, geheult hättest du! So ist es eben: die Frauen heulen und die Männer werden laut." Er legte liebevoll den Arm um ihre Schulter, und zum erstenmal seit langer Zeit unterließ er die heimliche Feststellung, daß diese Schultern reichlich fett geworden waren. „Hast du dir denn gar nicht überlegt, wie unmöglich das ist, was du mir da vorgeworfen hast?" fragte er sanft. „Ich, ein Mann mit vier Kindern, in dieser Stellung, soll ein — ein — Verhältnis haben, und ausgerechnet mit meiner Sekretärin?" Er blies verächtlich die Luft durch die halbgeschlossenen Lippen. „Mein liebes Kind, wenn ich solche Gelüste hätte, dann würde ich mir nicht gerade eine Frau dazu aussuchen, die bei mir im Vorzimmer sitzt. Ist doch logisch, nicht?" Er strich ihr leicht über das Haar.

Sie hielt ganz still. Wie ruhig und liebevoll er sprach. Ja, es war wirklich logisch, was er da sagte. Sie konnte jetzt gar nicht mehr verstehen, wie sie auf diese gehässige Bemerkung hatte hereinfallen können.

„Na", fragte er. „Traust du mir das zu?"

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Na also!" sagte er. „Du mußt dir so etwas vorher überlegen. Sieh mal, Häschen, ich habe mein ganzes Leben lang gearbeitet. Und in den letzten Jahren, da habe ich geschuftet wie ein Pferd. Wer hat denn das Werk wieder in die Höhe gebracht? Ich will nicht behaupten, daß ich's allein gewesen bin, aber zumindest kann ich doch sagen, daß ich maßgeblich daran beteiligt war. Oder nicht? Und für wen habe ich gearbeitet? Für meine Familie! Für dich und für unsere Kinder! Wann habe ich meinen letzten Urlaub gehabt? Tja, da muß man lange zurückdenken. Ich habe dich immer allein wegschicken müssen. Du hast es ja auch nötig gehabt. Ich weiß doch, was du alles am Halse hast, und ich habe dir die Wochen in Baden-Baden und in Westerland gegönnt. Und dir hat's doch Spaß gemacht, nicht?"

Wieder nickte sie heftig.

„Na, und glaubst du, ich wäre nicht gern mit dir gefahren? Gerade gestern habe ich wieder daran gedacht, daß wir beide mal zusammen richtig ausspannen müßten. Wir sollten uns einfach mal frei machen. Was hältst du zum Beispiel von Mallorca? Diese neuen Flugreisen — für vierzehn Tage oder drei Wochen?"

Sie tupfte die letzte Träne von ihren verweinten Augen und sah ungläubig zu ihm auf. „Mallorca, ist das dein Ernst?"

Er nickte milde. „Warum nicht? Gerade jetzt ist es da wunderschön. Ein ganz warmer, sonniger Herbst. Beinahe noch Spätsommer. Nächste Woche könnten wir schon starten."

Sie war wie elektrisiert. „Nächste Woche schon? Oh, Bruno..."

„Na, oder in vierzehn Tagen", sagte er schnell. „Vielleicht auch im Januar oder Februar. Dann ist da schon wieder Vorfrühling. Wir verleben dann unsere zweiten Flitterwochen." Er lachte. „Wir beiden geplagten Arbeitstiere."

Sie putzte noch einmal ihre Nase, diesmal leise und unauffällig. „Wenn du mich fragst, Bruno, dann gleich in vierzehn Tagen", sagte sie aufgeregt.

„Na gut! Also abgemacht!" Er beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf den Mund. Sie legte beide Arme um seinen Hals und drückte ihn fest an sich. Sie war überaus befreit, obwohl ihr weiblicher Instinkt ihr sagte, daß ohne die vorangegangene Szene von einem Flug nach Mallorca nie die Rede gewesen wäre. Aber sie dachte nicht weiter darüber nach. Das war nicht ihre Art. Sie war im Geiste schon beim Friseur und bei der Schneiderin. Und in diesem Augenblick war sie bereit, ihrem Mann zu glauben, daß er sie fest und unerschütterlich liebte. Aber von dem, was ihr Ellen Conradi

am Nachmittag in der Tür gesagt hatte, blieb dennoch ein kleiner Stachel in ihrem mütterlichen Herzen zurück. Sie wußte es nur nicht. —

Direktor Schneidewind sah seiner Sekretärin am anderen Morgen mit sorgenvoll gefurchter Stirn entgegen. „Mach bitte die Tür zu", sagte er. „Ich habe etwas mit dir zu besprechen."

Die Gerber schloß die Tür hinter sich, trat an seinen Stuhl und legte von hinten die Hände auf seine Schultern. „Wegen unserer Reise?" fragte sie erwartungsvoll.

Er schob sie von sich. „Bitte nicht! Da setz dich!" Er deutete auf den Besuchersessel.

Sie zog die Augenbrauen in die Höhe. „Oh, so offiziell? Haben Herr Direktor besondere Wünsche?" Sie setzte sich und sah ihn lächelnd an.

„Laß den Unsinn", sagte er ärgerlich. „Ich wollte dir sagen, daß aus der Reise vorläufig nichts werden kann."

Sie wurde sofort ernst. „Und weshalb?"

Er spielte mit seinem Drehbleistift, und ohne sie anzusehen, sagte er: „Ich habe mir für die nächste Zeit größte Zurückhaltung aufzuerlegen. Es wird hier —" er machte eine vage Handbewegung, „— bereits über uns gesprochen."

Sie musterte ihn kalt. „Daß über uns hier —" sie ahmte seine Handbewegung auf graziöse Weise nach, „— gesprochen wird, ist mir seit langem bekannt. Und dir sicher auch. Bisher hat es dich nicht gestört. Aber ich vermute, daß deine Frau sich eingeschaltet hat. Stimmt's?"

Seine Stirn färbte sich langsam dunkel. Er legte den Drehbleistift weg und sah sie an. „Du mußt das verstehen, Eri", sagte er unsicher. „Ich — habe Rücksichten zu nehmen Das siehst du doch ein?"

„Rücksichten auf wen?" fragte sie.

Er wußte nicht, was er mit seinen Händen tun sollte. Er zog seine Brille aus der Brusttasche und klappte die Bügel auf und zu. „Eri", sagte er hilflos, „was ist das für eine Frage? Auf meine Familie natürlich. Und auf ... auf ..."

„Und auf mich?" fragte sie spitz.

„Natürlich auch auf dich, gerade auf dich ... mein Gott, sieh das doch ein!"

Sie stand auf. Ihre Nasenflügel bebten ein wenig, und einen Augenblick schien es, als ob sie zu weinen anfangen würde. Ihm trat der Angstschweiß auf die Stirn. Aber er hatte sich getäuscht. „Gut", sagte sie. „Verstanden, Herr Direktor! Wie Sie befehlen!" Sie ging hinaus und machte die Tür fest hinter sich zu.

Schneidewind starrte ihr mit offenem Munde nach. Die Röte auf seiner Stirn breitete sich über sein ganzes Gesicht aus. Er griff nach einer Zigarre und tastete nach dem Messer. Da er es nicht finden konnte, biß er einfach die Spitze ab. Dann stürzte er sich an die Arbeit.

Er hatte vier wichtige Besprechungen und eine lange Konferenz. Er verhandelte hart und rücksichtslos, und während der Konferenz hatte fast nur er das Wort. Die Gerber sah er nur, wenn es unbedingt notwendig war.

Kurz vor fünf, als der letzte Besucher gegangen war, kam sie herein.

Er blickte ihr unsicher entgegen.

Ihr Gesicht war ohne Bewegung. „Haben Sie noch etwas für mich, Herr Direktor?" fragte sie.

Er erhob sich halb. „Aber Eri", beschwor er sie, „mach doch bitte nicht so ein Theater!"

Sie ging nicht darauf ein. Sie sagte im selben Ton: „Ich habe um fünf eine Verabredung. Ich möchte gern pünktlich sein."

Er wand sich vor Hilflosigkeit. Aber natürlich kannst du ... ich meine ..."

„Danke", sagte sie und ging.

Kurz darauf schnappte nebenan die Tür, und er hörte ihre Schritte auf dem Gang draußen. Sie waren nicht zu verwechseln. Klapp-klapp-klapp —

Er stand auf und lief unruhig in seinem Zimmer umher. Er war sehr unglücklich. Ich muß hart bleiben, dachte er. Vielleicht ist es gut, daß es so gekommen ist. Es hätte viel schlimmer kommen können. Wie aus Versehen trat er ans Fenster und starrte hinaus. Dann sah er sie aus dem Portal treten und über den Hof gehen, in ihrem unnachahmlichen Gang, mit dem fast unmerklichen Ausschlag der Hüften.

Mit hungrigen Augen sah er ihr nach, bis sie am Werktor in der Menge der Angestellten verschwunden war.

Ein Stockwerk tiefer stand Ruth Warneke vor Thom. Er saß halb auf der

Schreibtischkante. Er hatte schon den Mantel an, fertig zum Weggehen.

Ruth hielt eine leere Unterschriftsmappe in den Händen. Sie hatte wieder zu diesem Mittel gegriffen, um vor Fräulein Kubisch einen Grund zu haben, zu ihm hineinzugehen. Sie hatte es nicht mehr ausgehalten. Die Angst hatte sie getrieben, die Angst, ihn heute nicht zu sehen.

Thom sagte: „Wir müssen vernünftig sein, Ruth. Du und ich."

Sie nickte stumm.

„Ein Mann muß wissen, was er tut", sagte er. „Es darf für ihn keine Unklarheiten geben. Besonders dann, wenn..." Er stockte und suchte nach Worten. „Ich gehöre zu Ellen", fuhr er schließlich fort. „Das klingt pathetisch, aber es ist so, und ich weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken soll." Nun, da er es endlich ausgesprochen hatte, war ihm leichter.

Aber sie schien ihn noch nicht verstanden zu haben. „Dann — kommst du morgen nicht?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Morgen nicht, und — "

Sie wartete, aber er schwieg. „Und — überhaupt nicht mehr!" ergänzte sie.

Er stand auf. „Ruth, ich will dir keine nachträgliche Liebeserklärung machen. Ich glaube, das ist auch nicht nötig..."

Sie wandte das Gesicht zur Seite. „Es ist gut, Thom, du brauchst nichts mehr zu sagen." Sie ging zur Tür.

„Einen Augenblick!" rief er.

Sie blieb stehen, die Türklinke in der Hand.

„Ich möchte noch etwas anderes mit dir besprechen", sagte er. „Der Personalchef sucht eine Sekretärin. Ich habe dich vorgeschlagen."

Sie drehte sich um. Sie war ganz blaß, aber sie sagte nichts.

„Du bist hier nur eine zweite Kraft", fuhr er sachlich fort. „Dein Können wird in keiner Weise ausgenutzt. Es wäre dumm, wenn du das Angebot ausschlagen würdest, denn du bekommst natürlich eine erhebliche Gehaltserhöhung. Es ist in deinem Interesse."

„Und — auch in deinem?"

„Ja", sagte er offen. „Wenn du willst, kannst du morgen anfangen. Willst du?"

„Ja", antwortete sie. „Noch etwas, Thom?"

„Nein." Er streckte ihr die Hand hin.

Seine Hand war schmal und kräftig und warm. Sie erweckte den Wunsch in ihr, sich daran festzuhalten. Großer Gott, wie hatte sie davon geträumt, daß diese Hand sie nie verlassen würde. Es war ein kindischer, sinnloser Traum gewesen, ganz und gar unerfüllbar...

Sie wandte sich ab und ging schnell hinaus, und sie warf auch keinen Blick zurück, als sie die Tür zu machte.

Schon am anderen Morgen trat Ruth ihre neue Stelle an. Sie brauchte drei Tage, bis sie sich eingearbeitet hatte, und der neue Chef sang von da an ihr Loblied. Eine junge Stenotypistin stand ihr zur Verfügung, ein mageres, bleichsüchtiges Ding, das jeden Nachmittag von einem mageren bleichsüchtigen Jüngling unten auf dem Gang erwartet wurde.

Auf Ruth wartete niemand.

Einmal traf sie Thom auf dem Gang. Sie drehte sich um und lief schnell in ihr Zimmer zurück. Und einmal kam er zum Personalchef. „Guten Morgen", sagte er, als er durch das Vorzimmer ging, und sah sie nicht an.

Ruth antwortete nicht. Nachher rief sie ihn an, aber als sie ihn sprechen hörte, brachte sie kein Wort heraus. Sie schob den Hörer weit weg und legte verzweifelt den Kopf auf den Arm. „Hallo, ist dort jemand?" Seine Stimme war nun ganz fern. Langsam hob sie die Hand und drückte auf die Gabel.

Ihr Chef klingelte nach ihr. Sie nahm sich zusammen und ging hinein. —

Dieser Tag war der schlimmste von allen.

Und dann die langen einsamen Nächte, in denen sie über das Vergangene nachdachte, über den alten Mann in Kottbus, über ihre kurze Ehe und über den Unsinn des Lebens und Sterbens.

Erst als Bärbel aus dem Schwarzwald zurück kam, wurde es besser. Das Kind hatte sich prachtvoll erholt.

Nun begann das alte Leben wieder, und es schien, als sollte alles so werden, wie es früher gewesen war.

Aber dann kam der Tag, an dem alles anders wurde — ein später Oktobertag, der die Farben der sterbenden Blätter zum letztenmal aufleuchten ließ.

An diesem Tag erinnerte Frau Schneidewind zum zehntenmal ihren Mann daran, daß das letzte Flugzeug für die Spätsaison in Mallorca am fünften November gehen würde...

An diesem Tage schenkte die Gerber dem Direktor Schneidewind zum erstenmal nach langer Zeit wieder ein ermutigendes Lächeln, das er voll Dankbarkeit entgegennahm...

An diesem Tage machte Ellen Conradi einen Besuch bei Frau Gotthold und schlug ihr vor, daß der kleine Kalle über die Weihnachtstage zu Besuch ins Rosental kommen sollte...

Ruth erwachte an diesem Tage früher als gewöhnlich. Sie warf einen Blick auf das Kinderbett. Bärbel schlief noch. Sie legte sich auf den Rücken, schob die Arme unter den Kopf und streckte sich. Sie fühlte sich sonderbar frei von allen Sorgen, und für einen Augenblick glaubte sie, es sei Sonntag; aber das stimmte nicht, auf dem Kalender stand ein Mittwoch.

Sie dachte darüber nach, woher dies angenehme Wohlbefinden kommen könnte. Es war doch ein Tag wie jeder andere, und der Tag davor hatte weder gute noch schlechte Ereignisse gebracht. Kein Grund also, besonders glücklich zu sein. Und dennoch war sie bereit, alles schön, gut und heiter zu finden.

Das angenehme Gefühl der Zufriedenheit kam von innen. Es war ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit, das sich bis in ihre Fingerspitzen ausbreitete und das sie gleichsam auf der Zunge schmeckte.

Eine Weile gab sie sich ihm ganz hin. Sie erinnerte sich, daß sie früher einmal etwas Ähnliches empfunden hatte, aber es mußte sehr lange her sein, denn sie hatte es fast vergessen. Jahre her..., Jahre her... Sie verfolgte die Spur zurück. Damals war Helmut noch am Leben gewesen und Bärbel war noch gar nicht...

Bärbel!

Sie erschrak. Plötzlich wußte sie es. Sie schloß die Augen und rechnete.

Dann richtete sie sich langsam auf.

Es gab keinen Zweifel. Sie würde ein Kind bekommen...

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

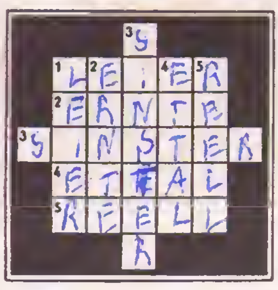
Kreuzworträtsel



W a a g e r e c h t : 1. Ausschank für alkoholische Getränke, 4. Teil eines Baumes, 5. biblische Gestalt, 8. Sohn des Agamemnon in der griechischen Sage, 10. Singvogel, 12. Teil einer Feuerungsanlage, 14. deutscher Dramatiker (1872—1946), 15. norwegische Hafenstadt, 18. festliches Gedicht, 19. Gewässer, 23. Stadt im Sauerland, 25. Stadt in Belgien, 27. Anhang, Zubehör, 28. Stadt in Jugoslawien, 29. männlicher Vorname, 30. Getränk, 31. Fruchtmarmelade. — S e n k r e c h t : 1. chemisches Element, 2. schweizerischer Winterkurort, 3. Überbleibsel, 5. Laubbaum, 6. Vakuum, Raum ohne jeden Inhalt, 7. Nebenfluß des Rheins, 9. Banner, Reiterfahne, 11. Stadt an der Elbe, 13. Meeressäugetier, 16. englisches Bier, 17. Teil des Wagens, 20. Tageszeit, 21. männlicher Vorname, 22. Stadt in Mähren, 24. männlicher Vorname, 25. geographischer Bezirk, Landschaft, 26. Badeort an der Lahn.

Magische Figur

Aus den Buchstaben a, eeeeeeee, gg, ii, llll, nn, rrrrr, s, tttt sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und so in die Felder der Figur einzutragen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten: 1. Musikinstrument, 2. bäuerliche Herbstarbeit, 3. gelb blühender Schmetterlingsblütler, 4. bekanntes Kloster in Bayern, 5. wirklich, zuverlässig.



Das große Herz

ACHT — AGESI — ANSI AST — DERW — DESN — EHE EHTM — ELTEN — ERDE ERZ — ESIS — EWOH GARN — HÖR — ICHT — INGROS — ITD — LABE — MER NWIEE — RHÖRT — SABER SAMT — SESH — SIEF — SIEG SZIM — TMAN — TMIT — UHR WIEM. — Die vorstehenden Wortbruchstücke sind derart zu ordnen, daß sich ein Wort von Christian Morgenstern ergibt.

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 3

Kreuzworträtsel: W a a g e r e c h t : 1. Vater, 4. Email, 8. Iran, 10. Alge, 11. Zobel, 12. Lot, 14. Lek, 15. Ale, 18. Kran, 19. Beil, 23. Leo, 25. Tee, 26. All, 28. Arras, 30. Ares, 31. Olga, 32. Ratte, 33. Aller. — S e n k r e c h t : 1. Villa, 2. Arno, 3. Enz, 5. Mal, 6. Igel, 7. Leben, 9. Eber, 13. Torso, 15. Anita, 16. Aal, 17. See, 20. Altar, 21. Bern, 22. Elgar, 24. Esra, 27. Loge, 28. Ast, 29. Sol.

Bilderrätsel: Es waren dargestellt: Krebs — Frosch — Herz. Daraus wird das Wort **Krebsforscher** gebildet.

Ein Goethewort: Nach Entnahme von je einem Buchstaben ergibt sich der folgende Spruch: „Wer vor anderen lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen."

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

Ein mühelos errungener Schönheitspreis!

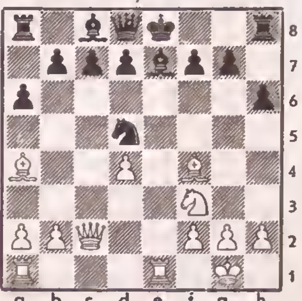
Partie Nr. 306

Spanische Partie

Gespielt im Fernturnier der „Deutschen Nachrichten" zu Sao Paulo (Brasilien)

Weiß: Radowitz — Schwarz: Wagnitz

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6 3. Lf1—b5 Dd8—f6 (Spieler, die nicht mit theoretischen Kenntnissen belastet sind, haben eine besondere Vorliebe für frühe Damenausflüge.) 4. 0—0 Sg8—e7 5. c2—c3 h7—h6? (Aus Angst vor einem gelegentlich auftauchenden Angriff auf die schwarze Dame durch eventuell Lg5, entschließt sich Schwarz zu diesem bereits schwerwiegenden Tempoverlust. Unbedingt notwendig war 5. . . . d6.) 6. d2—d4 e5×d4? (Danach ist Schwarz bereits einwandfrei verloren, denn das Spiel wird nun offen, und damit ist Weiß auf Grund seiner Entwicklungsvorteile entscheidend im Vorteil. Es gab nichts Besseres als Sg6 mit schwierigem Spiel.) 7. c3 ×d4 a7—a6 8. Lb5—a4 Se7—g6 9. Sb1—c3 Df6—d8 (Erzwungen, wegen der Drohung 10. Sd5, aber bei solchen notwendigen Zügen darf man sich nicht wundern, wenn man rasch einwandfrei auf Verlust steht. In einer Fernpartie bedeutet das natürlich sicheren Verlust, denn mit taktischen Mätzchen kann man dabei ja keine Partie retten.) 10. Sc3—d5 Sg6—e7 11. Lc1—f4 Se7×d5 12. e4×d5 Sc6—e7 13. Dd1—c2 (Weiß will kombinatorisch gewinnen. Ein erfahrener Meister hätte hier einfach den einfachen, aber starken Zug 13. Te1 gespielt.) 13. . . . Se7×d5 14. Tf1—e1+ Lf8—e7 (Wenn nun Schwarz noch Zeit hätte, kurz zu rochieren, dann könnte er noch mit einem blauen Auge davonkommen. Aber Weiß kann sofort die Partie entscheiden.)



Stellung nach dem 14. Zuge von Schwarz

15. Te1×e7+ (Ganz einfach, wenn man es sieht.) 15. . . . Ke8×e7 (Erzwungen, weil nach S oder D×e7 stets die Dame verlorenginge.) 16. Ta1—e1+ Ke7—f8 17. Dc2—c5 Sd5—e7 18. Lf4×c7 Dd8—e8 19. Te1×e7 (Alles sehr hübsch und zwingend.) 19. . . . De8×e7 20. Lc7—d6 De7×d6 21. Dc5×d6+ Kf8—g8 22. Sf3—e5 h6—h5 23. Dd6—e7. Schwarz gibt auf.

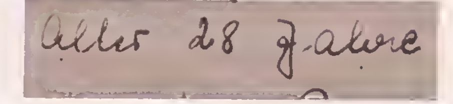
Natürlich nur eine amüsante Miniaturpartie!



Schriftprobe und Schriftanalyse von

H. M., weiblich, 28 Jahre

Die Schreiberin bildet mit ihrer Umwelt eine lebendige Einheit. Wohl steht das eigene Ich mit im Mittelpunkt ihres Fühlens, Denkens, Empfindens und Interessses, wohl ist die Schreiberin nicht ganz ohne Eitelkeit, jedoch steht dem die Welt draußen nicht gegenüber, sondern gehört zum Ich nach dem Maß der Nähe und der Gegenwerte. Gewissermaßen ist die Schreiberin ein über das eigene Ich binausragendes Lebewesen mit unbestimmter Um-



grenzung, und das ausgreifende Handeln ist nicht wie ein Tun an fremden Objekten, sondern mehr als ein innerorganisches Geschehen. Leicht kommt die Schreiberin mit ihren Mitmenschen in Konflikt, leicht auch in das Verhältnis der Symbiose. Allerdings sind für den Grad des Wohlwollens auch die Nähe und Werte der Mitmenschen mit maßgebend. Also ganz ohne Berechnung ist die Schreiberin nicht. Wenn sie sich nicht immer frei und zwanglos gibt, so vor allem deshalb, weil sie eine gewisse Angst besitzt, sie könnte sich eine Blöße geben, man könnte etwas in ihrem Inneren bemerken, das ihrem Ansehen schaden würde.

Hier ausschneiden!

Wenn Sie mit e i n e r Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 56/4

Lösung von Problem Nr. 113: Schlüsselzug 1. Tg2 (Droht 2. Sg6+) 1. . . . Le8 2. Se7 Ld7 3. Sg6++ 1. . . . Lc2 2. Se3 Lf5 3. S×f5++. Eine der besten Miniaturen der gesamten Problemliteratur.

(FORTSETZUNG VON SEITE 14)

noch eine letzte Chance: kann sie ihm ein anderes Leben als Opfer bringen, so wird er ihr dieses eine Mal den Geliebten zurückgeben.

Wieder sind wir beim Apotheker. Der Traum des Mädchens ist ausgeträumt. Der Apotheker reißt dem Mädchen die Giftflasche weg und sagt ihr, er sei auch lebensmüde, trage aber geduldig sein Leben weiter. Sie bittet ihn nun, sein Leben für ihren Geliebten zu opfern. Plötzlich ist er gar nicht mehr lebensmüde. Er ist geradezu empört über ein solches Ansinnen. Er wirft das junge Mädchen aus dem Haus.

Aber sie gibt das Rennen nicht auf. Sie versucht, andere Menschen zu finden, deren Leben kein Leben mehr ist, die bereit sind, zu sterben. Aber sie findet niemanden, der bereit wäre, auch nur einen Tag zu opfern.

Auch ein elender Bettler und eine alte kranke Frau im Hospital weigern sich, ihr Leben dem Mädchen zum Opfer zu bringen. Plötzlich bricht im Hospital ein Feuer aus. Alle stürzen ins Freie, nur ein Säugling ist zurückgeblieben. Bewegt durch den Schmerz der Mutter, die nach ihrem Kind ruft, stürzt sich das Mädchen in das brennende Haus, hat schon das Kind erreicht, hat es aufgehoben. Da steht der Tod, breitet die Arme aus, wie um das Opfer zu empfangen. Das Mädchen zögert — dann, statt den Geliebten zu retten, indem sie das Kind dem Tod überläßt, reicht sie das Kind der Mutter und kommt selbst in den Flammen um. Der Tod führt sie jetzt zum Geliebten; für immer vereint, wandern sie zum Paradies.

Ein Besessener

Dies ist die Geschichte, die Thea von Harbou Fritz Lang erzählt. Sie hat eine sehr merkwürdige und eindringliche Art, Geschichten zu erzählen, die sie erfunden hat. Sie regt sich dabei derart auf, daß ihr die Tränen aus den Augen stürzen. Manchmal kann sie vor Bewegung nicht weitersprechen.

Dann kehrt sie zu ihrem Stuhl zurück, setzt sich hin — und beginnt zu stricken. Jawohl, sie strickt eigentlich immerfort.

Sie strickt Tag und Nacht. Sie strickt, wenn sie Geschichten erfindet und wenn sie Geschichten erzählt. Sie strickt im Atelier, wenn sie zusieht, wie man einen Film dreht, und während der eleganten Gesellschaften, die sie gibt.

Fritz Lang hört zu. Und während sie erzählt, sieht er schon alles vor sich. Er sieht ganze Szenen, bevor sie geschrieben sind. Er sieht sie — und dies ist wörtlich gemeint —, die Bilder stehen vor ihm. Er weiß genau, während ihm die Harbou die Geschichte erzählt, von welcher Seite der junge Mann kommen wird. Er sieht, wie die große Mauer aussehen muß, wie er die Schenke anlegen wird. Er sieht den Tod, der ganz menschlich wirken soll, fast zärtlich und müde; denn eigentlich liebt er die Menschen und will ihnen nicht weh tun und ist seiner Pflichten müde, sehr müde.

Fritz Lang erzählt Pommer von dem Film. Pommer hat Bedenken. „Das ist doch ein bißchen hoch! Werden die Leute das schlucken?"

„Mir ist vollkommen gleichgültig, was Lehmanns Anna dazu sagen wird!" Lehmanns Anna ist Fritz Langs zweites Wort. Heute nennt man Lehmanns Anna — Lieschen Müller.

„Sie müssen immerhin bedenken, das ist ein Film, der unglücklich ausgeht ... ist ein Film, der, genaugenommen, dreimal unglücklich ausgeht ... Der junge Mann wird immerfort getötet und meist auf eine recht rohe Art!"

„Und? Welch ein Unmaß von Brutalität, von Roheit, von Verbrechen ist in den lieblichsten deutschen Märchen angehäuft! Wenn der mutigste Filmregisseur ein Hundertstel davon in seinen Filmen wagen wollte, er käme damit nicht einmal bis vor die Filmprüfstelle. Kleine Kinder werden von Wölfen geschluckt, Stiefmütter vergiften im Rückfall ihre Stieftöchter und müssen zur Strafe dafür in glühenden Schuhen tanzen, bis sie tot hinfallen. Oder sie köpfen einen lästigen Stiefsohn mit einem Truhendeckel. Oder sie schieben jungen Königinnen Katzen und Hunde an Stelle ihrer Kinder unter, setzen besagte Kinder in Weidenkörben auf den nächsten Strom und ruhen nicht eher, als bis die unglücklichen Opfer ihrer Bosheit auf dem Scheiterhaufen stehen."

Pommer schweigt.

Fritz Lang geht an die Arbeit. Er beginnt schon, während die Harbou das Drehbuch schreibt. Schon hier wirkt er mit. Er liest sich jede Szene durch, sobald sie aus der Schreibmaschine kommt. Er äußert Bedenken. Er findet, dies oder das könne anders gemacht werden. Er „sieht" es anders. Er gibt nicht einen Augenblick zu, daß die Szene nicht unbedingt so aussehen müßte, wie er sie sich vorstellt. Sie muß genauso aussehen, wie er sie sich vorstellt.

Also muß die Szene umgeschrieben werden. Also müssen viele Szenen umgeschrieben werden.

„Ich denke an eine Art Ballade ... Die Sache muß etwas von einem Volkslied haben", erklärt Lang seinem Produzenten Erich Pommer.

„Wo soll das Volkslied sich abrollen?"

„Überall und nirgends — in Arabien, in China, in einer kleinen deutschen Stadt ... im Würzburg oder im Nürnberg des Mittelalters .."

„Das wird kein billiger Film", meint Pommer vorsichtig.

Lang klemmt sein Monokel fest ans Auge. „Wenn ich Ihnen zu teuer bin, kann ich ja ..."

Er ist schon fast wieder an der Tür.

„Nicht so aufgeregt, junger Mann", lächelt Pommer. „Ich habe ja nicht gesagt, daß der Film zu teuer wird."

Der Film wird teurer, als Pommer in seinen kühnsten Träumen befürchtet hat. Es sind nicht die großen Bauten, die das Geld verschlingen, es ist Fritz Lang, der unendlich langsam, unendlich sorgfältig arbeitet. Er ist überall: im Atelier, hinter der Kamera, in der Dekoration, im Schnittraum. Er dreht eine Szene zehn- oder zwanzigmal. Nichts ist ihm recht. Alles könnte besser, perfekter sein.

Seine Mitarbeiter sind bald dem Zusammenbruch nahe. Aber wenn sie auch heimlich fluchen, so bewundern sie Fritz Lang doch. Er hat eine eigene Handschrift. Er ist ganz anders als die anderen Regisseure. Er kommt nicht vom Theater wie Ernst Lubitsch. Er ist nicht am Geschäft interessiert wie Joe May. Er will seinen Visionen Leben geben. Es darf nichts anders sein, als er es sich vorgestellt hat, es darf kein Stuhl, keine Bank, keine Vase anders aussehen oder stehen, es darf kein Knopf anders sitzen, keine Perücke, nichts.

Er ist ein Besessener. Er gibt nicht nach. Er wird nie nachgeben.

Erstaunlich ist, wie er das Licht einzusetzen weiß. Wie ein Mensch plötzlich dasteht, wie ein Licht gewissermaßen aus dem Nichts herausgeholt wird. Wie das Totenreich als eine unendliche Kathedrale

Die Masken des Spielers Dr. Mabuse

Der geniale Verbrecher Dr. Mabuse macht sich durch geistige Überlegenheit alle Menschen seiner Umgebung untertan. Wo er auch erscheint, immer ist er der große Bezwinger und Herrscher. In den verschiedensten Kreisen erprobt er seine Macht. — Klein-Rogge wurden in dieser Rolle folgende Masken aufgesetzt.



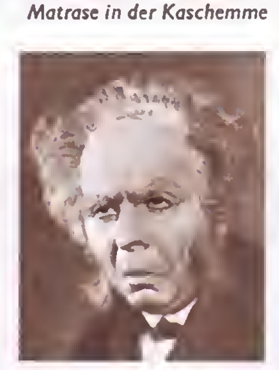
Dr. Mabuse als der Spieler, der niemals verliert . . .



Dr. Mabuse als Psychoanalytiker mit hartem Blick



Dr. Mabuse als betrunkener Matrose in der Kaschemme



Dr. Mabuse als gefeierter Professor im Vortragssaal



Dr. Mabuse spielt und gewinnt auch an der Börse

ASTOR
Waldorf-Astoria
Cigaretten

Noch um 1900 durften Damen in Amerika nicht öffentlich rauchen, bekamen allein auch kein Zimmer in einem Hotel - auch Mrs. ASTOR nicht, die Gattin des Besitzers des WALDORF=ASTORIA in New York! Gerade in diesem Hotel aber begann dann die Emanzipierung der amerikanischen Frau, die heute das WALDORF=ASTORIA zum prunkvollen Rahmen ihrer Triumphe, ihres guten Aussehens, ihrer äußersten Gepflegtheit macht - woran „Michael of the Waldorf", der Leiter des Schönheits=Salons im Hotel, zweifellos ein gewisses Verdienst hat . . .



Casanova ohne Perücke

dem er gemeinsam einige Rennpferde besaß.

Um 6 Uhr 09 hat Elwell eine Nummer in Garden City, Long Island, angerufen.

„Er kann also gar nicht schlafen gegangen sein", bemerkt Corey.

„Schlafen gegangen wohl nicht", sagt Joyce. „Er hat sich aber für eine Weile auf sein Bett gelegt. Darauf läßt der Kopfeindruck auf dem Polster schließen."

Ein Polizist kommt herein und flüstert dem Staatsanwalt etwas ins Ohr. Der antwortet: „Lassen Sie die Dame hereinführen."

Es ist die Dame, mit der Captain Walsh das Telefongespräch geführt hat. Die Dame mit der hellen Stimme. Sie ist groß und sportlich und, nach ihren Bewegungen zu schließen, stark und muskulös.

„Ich bin Viola Kraus", erklärt sie aufgeregt. „Was ist mit Joe passiert?"

Violas erschreckte Frage soll wohl darauf schließen lassen, daß sie keine Ahnung hat, was sich hier im Hause 244 West/70ste Straße in Manhattan am frühen Morgen zugetragen hat.

Die Polizeioffiziere, die Detektive, der Staatsanwalt Swann und sein Stellvertreter Joyce starren sie an. Viola ist es gewohnt, daß Männerblicke ihr begegnen, wenn sie einen Raum betritt. Aber diesmal hat sie nicht das angenehm prickelnde Gefühl, daß es bewundernde Blicke sind, die auf ihr ruhen. Eiskalte Neugierde, das geschärfte Interesse berufsmäßiger Menschenkenner spürt sie.

„Sie wissen also nicht, was hier geschehen ist?" fragt Staatsanwalt Swann lauernd.

„Nein!" erwidert sie ungeholten. „Ich rief hier an und jemand, der sich heuchlerisch als seinen Freund ausgegeben hat, sagte mir, Joe sei sehr krank, ich soll so schnell wie möglich kommen. Ich eile her, und vor dem Haus überfällt mich eine Horde von Journalisten. Überfällt mich mit Fragen, was mit Elwell los ist? Vielleicht hat jetzt einer der Herren die große Güte, mir einen Platz anzubieten und mir zu sagen, was das alles bedeutet!"

Swann schiebt ihr mit etwas verspäteter Galanterie einen Stuhl hin. Dann stellt er sich, Joyce, Walsh und Carey vor.

„Joseph Elwell ist ermordet worden, Miß Kraus", sagt er endlich. „Wann haben Sie zuletzt mit ihm gesprochen?"

„Ermordet!" schreit sie auf, die Frage ganz mißachtend. „Du lieber Himmel — wer — — — wer hat das getan?"

„Das wollen wir herausfinden", meint Swann sachlich. „Deshalb —"

Viola unterbricht ihn mit einem Leidenschaftsausbruch, der alle Anzeichen echten Gefühls hat und die Männer überrascht.

„Joe — tot!" schreit sie. „Nein, nein, nein, nicht jetzt — — — das kann nicht sein! Das ist nicht möglich! O Gott, o Gott!"

Sie schluchzt ergreifend, Tränen füllen ihre dunklen Augen, ihr ganzer Körper zittert. Aber das dauert nur eine Minute. Plötzlich, wie mit einer großen inneren Anstrengung, reißt sie sich zusammen und nimmt wieder die Haltung einer Dame von Welt an.

„Verzeihung", sagt sie leise und tupft sich mit einem parfümierten Spitzentaschentuch die Augen trocken. „Wie ist er gestorben?"

Captain Walsh berichtet ihr kurz, was geschehen war.

„Mit Ihnen habe ich am Telefon gesprochen!" sagt sie. „Ich erkenne Ihre Stimme. Gleich nachher rief ich meine Schwester Selma — — Mrs. Lewisohn an und sagte ihr, daß Joe sehr krank ist. Sie wird ebenfalls bald hier sein ..."

„Sie riefen Ihre Schwester an, Miß Kraus? Wohnen Sie denn nicht im Hause Lewisohn?"

„Ja. Aber Selma ist sehr früh am Morgen zu unserer Mutter gefahren, die sich nicht wohl fühlt. Ich habe sie dort angerufen!"

„Und wann haben Sie zuletzt mit Elwell gesprochen?"

„Gegen drei."

„Waren Sie hier im Haus?"

„Ich war niemals um drei Uhr früh hier im Haus", erwidert Viola scharf. „Ich habe mit ihm telefoniert!"

„Und wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?"

„Ungefähr eine Stunde vorher. Wir hatten den Abend zusammen verbracht ..."

Swann übernimmt das Verhör und läßt sich mit großer Ausführlichkeit von den Einzelheiten des Abends erzählen. So erfährt er auch, daß Viktor von Schlegell — der Mann, von dem sie am Tage vorher endgültig geschieden worden war — an diesem Abend seltsamerweise zweimal Violas Wege gekreuzt hat.

„Wie war das Verhältnis zwischen Ihrem Mann und Elwell?"

„Gar nicht schlecht. Elwell war ja ein alter Freund von mir — und Viktor konnte ihn ganz gut leiden."

„Ohne auf ihn eifersüchtig zu sein?"

„Dazu war kein Anlaß!"

„Können Sie uns den Inhalt Ihres letzten Telefangespräches mit Elwell wiedergeben?"

„Wir hatten eine kleine Meinungsverschiedenheit gehabt — und ich wollte nichts anderes, als mich mit ihm versöhnen. Wir verblieben dann dabei, daß ich ihm heute telefonisch sagen sollte, wann wir ihn abholen —."

„Wer ist wir?"

„Meine Schwester Selma, ihr Mann Walter und ich. Wir planten den heutigen Nachmittag und das ganze Wochenende in Walters Villa in Elwood Park zu verbringen."

„Und ließ Elwell im Laute des Telefongespräches irgendwie durchblicken, daß er vielleicht nicht allein war? Sagte er etwas, was darauf schließen ließ, daß er sich bedroht fühlte?"

Viola denkt nach. Dann sagt sie zögernd: „Nein — — nichts, was darauf schließen ließ."

„Miß Kraus", sagt Captain Walsh. „Wo haben Sie die Nacht verbracht?"

„Im Hause meines Schwagers!"

„Wie stand Ihr Schwager, Walter Lewisohn, mit Elwell?"

„Walter und Joe waren gute Freunde!"

„Wer war die Dame, mit der Ihr früherer Gatte gestern gesehen wurde?"

„Eine Miß Anderson. Emily Hope Anderson, Musikstudentin aus Minneapolis."

„Kennen Sie die Dame?"

„Nein, Joe wußte, wer sie war. Als sie mit Viktor an uns vorbeitanzte, begrüßten sie einander. Ich hatte den Eindruck, daß sie sich ganz gut gekannt haben."

Captain Walsh spricht leise mit einem der Detektive. Dieser nickt und wendet sich zum Gehen. In der Tür stößt er fast mit dem Gerichtsarzt Dr. Charles Norris zusam-





men. Zugleich wird eine sehr elegante Dame in den Raum geführt.

„Selma!" ruft Viola und umarmt ihre Schwester. Wieder füllen ihre Augen sich mit Tränen.

„Nimm dich zusammen, Vi!" sagt Selma beherrscht.

Von ihr erfahren Swann und Walsh weitere Einzelheiten.

Plötzlich erinnert sich Selma an etwas. Sie schreit es förmlich hinaus: „Mein Gott — der rote Fleck auf der Stirn! Wo, sagten Sie, hat die Kugel den armen Joe getroffen, Captain?"

„Auf der Stirn", sagt Walsh. „Zwischen den Augen!"

„Entsetzlich! Genau da, wo das rote Pünktchen war!"

„Was für ein rotes Pünktchen?" fragt Swann ungeduldig.

Viola erzählt von der Gräfin Szinswaska und ihrem unverwischbaren Lippenstift.

„Sonderbar", bemerkt Captain Carey und nimmt Elwells Notizbuch zur Hand, das sich im Schlafzimmer gefunden hat. „Countess Sonja Szinswaska — — ja, die steht hier auch drin. Gleich neben der Prinzessin Dolla Patra Hassan el Kammel. Kennen Sie diese beiden Damen?"

„Nein", erwidert Selma. „Die Prinzessin soll eine Nichte des Khediven von Ägypten sein. Joe hat einmal erwähnt, daß er ihr Bridgeunterricht erteilt."

„Ich muß noch eine Frage an Sie beide richten", sagt Staatsanwalt Swann freundlich, aber bestimmt. „Und bitte bedenken Sie, daß wir im Laufe der Untersuchung dieselben Fragen an alle Damen aus Mr. Elwells Bekanntenkreis richten müssen. Besaßen Sie jemals einen Schlüssel zu diesem Haus?"

„Ich nicht!" sagt Viola, ohne zu zögern. Dann dreht sie sich zu ihrer Schwester. „Du, Selma?" Ein seltsamer Unterton schwingt da mit — es klingt fast wie eine Herausforderung.

„Nein, ich auch nicht", antwortet Frau Lewisohn. „Was sollte ich hier im Haus machen, wenn Joe nicht da war? Und wenn er da war — wozu brauchte ich dann einen Schlüssel?"

„Dasselbe Argument würde ja auch für andere gelten, Frau Lewisohn", bemerkt Swann, und sieht sie forschend an. „Und dennoch ist es unbestrittene Tatsache, daß einige Damen Schlüssel zu diesem Haus besaßen. Nun, meine Damen, ich denke, das ist alles."

In diesem Augenblick macht Dr. Norris eine leise Bemerkung zu Swann. „Ja — bis auf eins", fügt der Staatsanwalt jetzt hinzu. „Wissen Sie, wer von Elwells Bekannten eine Armeepistole besaß?"

„Ich kenne niemanden!" sagt Selma sofort.

„Aber ich!" sagt Viola. „Mein Exgatte, Viktor von Schlegell!"

„Welches Kaliber?"

„Das weiß ich nicht!"

Wie jemand, der endgültig von etwas Abschied nehmen will, geht sie auf den Lehnsessel zu, in dem Elwell sterbend aufgefunden worden war. Dann wendet sie sich abrupt zum Gehen.

„Komm, Selma!" sagt sie. „Wenn die Herren von der Staatsanwaltschaft uns brauchen, werden sie uns zu finden wissen!"

Die Schwestern verlassen den Raum.

Captain Carey ist überzeugt, daß Viola Kraus, vielleicht auch ihre Schwester Selma, zu den nächtlichen Besucherinnen Elwells gezählt haben; und daß aus diesem Grunde sowohl Viktor von Schlegell als auch Walter Lewisohn auf die Liste der Verdächtigen gehören ...

Viktor von Schlegell, Millionär und Salonlöwe, wird noch am gleichen Nachmittag vernommen. Er gibt sich unbekümmert und heiter.

„Besitzen Sie eine Armeepistole?" wird er gefragt.

„Sicher! Warum?"

Joyce, der stellvertretende Staatsanwalt, überhört diese Frage. „Wo ist sie?" will er wissen.

„Entweder in meiner Stadtwohnung oder in meiner Villa in Sands Point, Long Island."

Joyce drückt auf einen Knopf. Ein Detektiv tritt ein, erhält einen leise gegebenen Auftrag und geht wieder.

„Darf ich Sie bitten, Herr von Schlegell, mir zu erzählen, was Sie von gestern abend, vom Dinner im Ritz-Carlton an bis heute halb neun Uhr vormittags gemacht haben?"

Schlegell sieht den Beamten einen Augenblick ganz sprachlos an, als wäre dieser ein Clown im Zirkus, der einen ununterbrochen zum Lachen reizt. Dann sagt er, förmlich prustend, so daß man fürchten muß, die Westenknöpfe müßten alle abspringen, wenn er den mächtigen Brustkorb so dehnt:

„Aber mein Lieber, das klingt ja so, als ob Sie mich im Verdacht hätten, den armen Joe erschossen zu haben! Das ist das Beste, was ich seit Jahren erlebt habe. Sie sind eben dabei, sich unsterblich lächerlich zu machen, verehrter Herr Staatsanwaltsstellvertreter!"

„Das läßt sich manchmal nicht vermeiden, Herr von Schlegell!" erwidert Joyce ruhig. „Beantworten Sie bitte meine Frage!"

Schlegells Lachen verstummt. Er antwortet böse, den Blick zur Decke gerichtet:

„Dinner im Ritz-Carlton. Mit Miß Emily Hope Anderson. Bißchen getanzt. Elwell mit Viola, meiner früheren Frau, gesehen, Grüße ausgetauscht. Um Viertel eins New Amsterdam Dachtheater. Zwei Tische daneben sitzt Elwell mit meiner Ex-Gattin. Diesmal keine Grüße gewechselt — einmal an einem Abend ist genug. Um dreiviertel zwei Miß Anderson nach Hause gebracht. Schlafen gegangen ..."

„Gegen dreiviertel acht rief ich unten an und ersuchte, daß mein Frühstück heraufgebracht wird. Ich war sehr hungrig und bestellte ein großes Frühstück. Hätte für drei gereicht! Wollen Sie auch wissen, wie viele Eier und ob ich Speck oder Schinken bestellt habe?"

Joyce geht auf die Stichelei nicht ein.

„Wann haben Sie das Haus verlassen?"

„Gegen 9 Uhr. Ich ging zu meiner Garage und holte meinen Wagen heraus. Aloysius Mullaney, der Garagenbesitzer, hat mich gesehen."

„Dieses überaus große Frühstück, Herr von Schlegell — wir sind doch Männer von Welt —, war es vielleicht für mehr als eine Person bestimmt?"

„Vielleicht!" erwidert Schlegell scharf. „Aber wir sind eben Männer von Welt! Deshalb bleibt es bei meiner Aussage, daß ich allein gefrühstückt habe!"

„Und wohin sind Sie um 9 Uhr in Ihrem Wagen gefahren?"

„Zum Bahnhof. Ich habe jemand zum Zug gebracht."

„Wen?"

„Miß Emily Hope Anderson. Ich holte sie von ihrer Wohnung ab."

„Wohin ist Miß Anderson gereist?"

„In ihre Heimatstadt. Nach Minneapolis."

„War das ein sehr plötzlicher Entschluß?"

„Durchaus nicht. Sie sagte es mir schon am Mittwoch, daß sie die Absicht hätte, nach Hause zu fahren. Da lud ich sie für Donnerstag zum Dinner und ins Theater ein ..."

Man telegrafiert nach Minneapolis. Miß Anderson kommt sofort nach New York zurück. Samstag findet das Verhör mit ihr statt. Staatsanwalt Swann sitzt der aufreizend hübschen Musikstudentin in seinem Amtszimmer gegenüber. Sie bestätigt, was von Schlegell gesagt hat. Mittwoch sagte sie ihm, daß sie Freitag nach Hause fahren würde; daraufhin erfolgte seine Einladung für Donnerstagabend.

Es klingt überzeugend, aber Staatsanwalt Swann ist ein mißtrauischer Mann.

„War es nicht vielmehr ein sehr plötzlicher Entschluß, den Sie erst Freitagfrüh gefaßt hatten? Und verabredeten Sie nicht mit Herrn von Schlegell, dieselben Antworten auf diesbezügliche Fragen zu geben?"

„Nein", sagt Miß Anderson. „Welchen Grund sollte ich gehabt haben, mich so plötzlich zur Reise zu entschließen? Von der Ermordung Elwells habe ich erst am Bahnhof erfahren — als die Zeitungsjungen es ausriefen!"

„Den Zusammenhang zwischen dem plötzlichen Reiseentschluß und der Ermordung Elwells haben S i e gefunden, Miß Anderson, nicht ich!" bemerkt Swann trocken. „Wann sind Sie Donnerstagnacht schlafen gegangen?"

„Lassen Sie mich nachdenken — es muß wohl gegen zwölf gewesen sein —."

„Das kann nicht gut stimmen. Um zwölf sind Sie erst ins Theater gegangen."

„Richtig! Also später. Ich bringe die Zeit immer durcheinander. Solche Einzelheiten kann ich mir nie merken — ich bin so schrecklich zerstreut ..."

Sie schlägt ihr linkes Bein langsam über das rechte. Vielleicht ein kleines Manöver, um Swann ebenfalls ein bißchen zerstreut zu machen.

„Wissen Sie zufällig noch, wann Sie gestern früh aufgestanden sind und gefrühstückt haben?"

„Wer kann sich an solche Dinge erinnern, Herr Staatsanwalt?"

„Allerdings. Aber Sie werden sich doch bestimmt erinnern können, wo Sie aufgewacht sind, Miß Anderson? Sind Sie in Ihre Wohnung schlafen gegangen oder vielleicht anderswohin?"

Emily Hope Anderson schleudert ihm einen Basiliskenblick zu, den Swann mit Gleichmut erträgt.

„Was wollen Sie mit dieser Frage?" fragt sie böse.

„Die Wahrheit erfahren, sonst nichts", erwidert er. „Es ist schon einmal vorgekommen, daß eine junge Dame zu einer Freundin schlafen gegangen ist. Was könnte ich sonst gemeint haben?"

„Ich weiß, was Sie gemeint haben", sagt Miß Anderson und bricht in einen Weinkrampf aus. Es klingt nicht einmal unmelodisch; wahrscheinlich, weil sie Musikstudentin ist. Und ebenso plötzlich wie sie begonnen hat, hört sie zu weinen auf und sieht den Staatsanwalt mit großem Augenaufschlag an. Dann sagt sie leise: „Viktor und ich haben zusammen gefrühstückt. Wir sind heimlich verlobt — und weil es für Monate das letztemal war, wollten wir vor meiner Heimreise noch länger zusammen sein ..."

Es ist Swann gelungen, Miß Anderson zum Reden zu bringen. Aber das Resultat freut ihn nicht. Denn jetzt hat Viktor von Schlegell ein unschlagbares Alibi. Er fragt weiter:

„Kannten Sie Elwell?"

„Flüchtig!"

„Viola Kraus behauptet, Sie kannten ihn gut. Sie begrüßten ihn im Ritz-Carlton sehr vertraut mit ‚Hallo, Joe'. Stimmt das?"

„Ja, das stimmt — aber das tat ich nur, um Viola wütend zu machen!"

„Haben Sie aber dabei nicht auch Herrn von Schlegell wütend gemacht?"

„Keine Spur!"

Weitere Verhöre mit Viktor von Schlegell und Miß Anderson verlaufen ergebnislos. Der Revolver, der in seiner Wohnung gefunden wird, ist zwar sauber gewischt, als ob er erst vor kurzem gereinigt worden wäre; aber er hat das Kaliber 6,2 mm — ist also nicht die Mordwaffe ...

Auch Elwells geschiedene Frau sagt aus.

„Ich hoffe, Sie haben mich nicht im Verdacht", erklärt Helen Derby Elwell, „das wäre nämlich verlorene Liebesmüh! Erstens bin ich diejenige, die durch seinen Tod pekuniär am meisten betroffen ist; und zweitens ging ich an dem Freitagmorgen, an dem es passierte, sehr zeitig in der Früh mit meinem Sohn zu einem befreundeten Zahnarzt, der meinetwegen früher aufsperrte. Richard hat nämlich schlimme Zahnweh gehabt —."

„Wieso sind Sie durch den Tod Elwells pekuniär betroffen?"

„Sie werden es bei der Testamentseröffnung feststellen können. Er hat mir mitgeteilt, daß ich gar nichts bekomme, wenn er stirbt. Solange er lebte, mußte er mir Alimente zahlen."

Die Frau ist verbittert, bemüht sich aber, objektiv von Elwell zu sprechen.

„Ihn haben die Frauen verdorben", sagt sie. „Geliebt hat er keine — aber es hat seiner Eitelkeit geschmeichelt, von so feinen Damen umschwärmt zu werden."

Staatsanwalt Swann zeigt ihr das Notizbuch, das man in Elwells Schlafzimmer gefunden hat.

„Vielleicht können Sie uns helfen, hier eine Trennung zwischen seinen Freundschaften und seinen Bridgeelevinnen vorzunehmen."

Helen Derby Elwell wehrt lächelnd ab. „Das hat ja nicht einmal Joe gekannt", sagt sie. „Wie sollte das mir gelingen? Aber sagten Sie nicht, daß es — nach der Waffe zu schließen, kaum eine Frau gewesen sein kann?"

„Ja — wir vermuten, es war ein Mann, der einer von Elwells nächtlichen Besucherinnen sehr nahe stand und sich rächen wollte."

„Ja, ein Mann muß es wohl auf jeden Fall gewesen sein. Bestimmt keine Frau. Obzwar ich auch keinen Mann kenne, mit dem er so intim war —."

„Wie intim? Was meinen Sie? Intim genug, um ihn zu töten?" fragt Swann erstaunt.

„Nein", sagt die Frau, die zwölf Jahre lang Elwells Gattin gewesen war. „Intim genug, um sich ohne Haare und ohne Zähne zu präsentieren. Joe war von einer phantastischen Eitelkeit ..."

Elwells Chauffeur, William Rhodes, kann auch nichts Wesentliches dazu beitragen, Licht in das Dunkel dieses Falles zu bringen. Nur eine Stelle aus dem Protokoll mit ihm ist erwähnenswert. Da heißt es:

„Vorige Woche habe ich meinen Herrn vom Lewisohn-Gut in New Jersey nach Hause gefahren. Da geschah es, daß sich ein Vorderreifen plötzlich vom Wagen löste — wie das passieren konnte, weiß ich nicht —, es gelang mir, den Wagen rechtzeitig zu bremsen und zum Stehen zu bringen, ohne daß etwas passierte. Aber mein Herr war kreidebleich und sagte zu mir, ‚Bill, das war kein Zufall! Das war geplant'!" ...

Frau Larsen läßt sich nach einigen Tagen beim Staatsanwalt melden. Sie hat sich an etwas erinnert und hält es für wichtig.

„Voriges Jahr, während Herr Elwell in Palm Beach weilte, ist ein Einbruchsversuch im Haus gemacht worden. Ein Nachbar hat etwas Verdächtiges gehört und die Polizei verständigt. Die hat drei Gewohnheitsverbrecher verhaftet und eingesperrt. Vielleicht war es einer von den dreien, der schon einmal im Haus gewesen war ..."

Nachforschungen ergeben jedoch, daß die drei noch immer hinter Schloß und Riegel sitzen — was allerdings nicht ausschließt, daß sie einem Freund, der früher aus dem Gefängnis entlassen wurde, den guten Tip gegeben haben könnten. Wieder eine Spur, die verfolgt wird — aber kein Ergebnis zeitigt . . .

Was ergibt die Untersuchung der nächtlichen Telefongespräche, die Elwell geführt hat? Um 4 Uhr 39, so lautet der Bericht der Zentrale, hat er die Nummer seines Rennstallpartners Pendleton in Rockaway angerufen.

Pendleton aber sagt:

„Mein Telefon hat in der Nacht von Donnerstag auf Freitag überhaupt nicht geläutet. Es steht neben meinem Bett und ich habe einen ganz leichten Schlaf. Außerdem hat mich Elwell im Laufe unserer jahrelangen Partnerschaft niemals in der Nacht angerufen. Es bestand auch nie ein Anlaß dazu —."

„Vielleicht war er in Lebensgefahr — und das war die erste Telefonnummer, die ihm einfiel?"

„Das wäre denkbar — nur hat eben mein Telefon nicht geläutet!"

Walter Lewisohn wird in der ersten Woche nach dem Mord jeden Tag stundenlang verhört. Ebenso wie Viola und Selma.

„Selma und ich sind gegen halb drei schlafen gegangen", sagt er. „Viola sogar etwas früher — um in ihr Schlafzimmer zu gelangen, muß sie durch unseres gehen. Wir haben alle drei ziemlich lange geschlafen am Freitag. Gegen halb neun haben wir zusammen gefrühstückt und dann ist Selma zu ihrer Mutter gefahren . . ."

Bei dieser Aussage bleibt er steif und fest — und Viola und Selma sagen korrespondierend aus, gleichgültig wie oft man sie fragt. Hausangestellte, Nachbarn, niemand weiß etwas, was diese Aussagen erschüttern könnte.

Die in Elwells Notizbuch angeführten und eine große Anzahl anderer Freunde und Freundinnen des Ermordeten, deren Namen man in den Bridgeklubs und durch minder diskrete Bekannte in Erfahrung bringen kann, werden auf Herz und Nieren ausgefragt, alle Angaben geprüft und miteinander verglichen — Resultat negativ.

Die Zeitungen, die sich des Falles Elwell mit allergrößtem Eifer bemächtigen, bringen tagtäglich irgendeine neue Theorie.

Die Staatsanwaltschaft antwortet:

„Wir sehen keinen Anlaß, die Namen von Personen in eine Sache hineinzuziehen, in der es bis jetzt keinerlei klare und hinreichende Beweise gegen irgend jemanden gibt. Vor allem lehnen wir es ab, aus der Tatsache, daß der Ermordete mit einer großen Reihe von Damen befreundet gewesen ist, diesen einen Strick zu drehen. Es ist ein Mord geschehen und wir suchen einen Mörder. Mit Klatsch und Gerüchten können wir uns nicht abgeben."

Wochen vergehen, ohne daß die Morduntersuchung auch nur einen Schritt weiter kommt. Kaum taucht eine Spur auf, verläuft sie bald darauf im Sand. Einer besonderen Untersuchung werden natürlich alle Briefe unterzogen, die am Tag des Mordes in Elwells Haus gefunden wurden — aber auch sie verraten nichts, was auf den Täter oder die Tat hinweisen könnte.

Indessen — ganz unbeachtet von der New Yorker Presse, nicht in alle Welt ausposaunt von der Polizei, die dem Fall Elwell ratlos gegenübersteht — geschieht in Florida etwas, was in düsterem Zusammenhang mit Elwell, vielleicht sogar mit dem Mord steht.

Eine Postmeisterin in Palm Beach namens Lena Clarke wird wegen Mordes an einem anderen Postangestellten namens Miltimore verhaftet, den sie vier Wochen nach Elwells Tod in einem Hotel in Orlanda erschossen hat. In dem Geständnis, das sie vor Polizeichef Vestel ablegt und das dieser sofort an die New Yorker Behörden weitergibt, heißt es unter anderem:

„Das Ganze war wegen einer Unterschlagung von 38 000 Dollar, die Miltimore so durchführte, daß es aussah, als hätte ich, und nur ich das Verbrechen begangen. Zuerst versuchte ich alles durch falsche Buchführung zu vertuschen. Das ging ein paar Monate lang. Dann mußte ich mir Geld verschaffen. Durch meinen Bruder lernte ich einen New Yorker Geschäftsmann namens Elwell kennen, der ein Haus in Palm Beach besitzt — und mit dem er in die Everglades auf die Jagd zu gehen pflegte. Ich vertraute mich Elwell an und er borgte mir Geld. Aber einige Monate später, nachdem ich das Defizit durch diese Anleihe gedeckt hatte, schrieb er mir aus New York sehr streng und drohend, er werde mich bei den Behörden anzeigen, wenn ich nicht sofort entweder meine ganze Schuld abzahlen oder zu ihm nach New York kommen würde, um für ihn zu arbeiten. Ich schickte ihm das Geld zurück und begann wieder mit falschen Eintragungen zu jonglieren. Dann, Anfang Juni, schrieb ich Elwell nach New York. Ich hatte mich entschlossen, mir wieder von ihm helfen zu lassen. Aber später erfuhr ich dann, daß er indessen ermordet worden war . . ."

Staatsanwalt Swann und die New Yorker Polizei sehen einen Zusammenhang, lassen aber nichts davon verlautboren. George Blake, ein Reporter eines Lokalblattes in Orlanda, verschafft sich ein Interview mit der geständigen Mörderin in ihrer Zelle, nachdem er aus eigenem auf die Verbindung zwischen Lena Clarke und Elwell gekommen ist. Das Interview wird von seiner Zeitung gebracht — aber niemand in New York bekommt es zu Gesicht. „Frau Clarke", heißt es da, „Sie haben sich von Elwell Geld ausgeliehen, und zwar einen ganz anständigen Betrag. Angeblich haben Sie ihm die Schuld zurückgezahlt — vielleicht aber sind Sie statt dessen nach New York gefahren und haben ihn erschossen —."

Bevor Lena Clarke antwortet, berichtet George Blake, biegt sie sich so vor Lachen, daß sie sich am Zellengitter festhalten muß. Dann sagt sie: „Das ist köstlich! Wirklich köstlich! In irgendeiner Zeitung hat sogar gestanden, daß man am 11. Juni frühmorgens eine Frau in einem hellblauen Kleid aus Elwells Haus kommen gesehen hat — und wissen Sie, was? Ich habe genau so ein hellblaues Kleid! Ich habe mich oft gefragt, ob man nicht glauben wird, ich hätte ihn erschossen!" Keine Zeitung hatte je so eine Nachricht gebracht . . .

Zu dem Prozeß gegen Lena Clarke, der wenige Tage später stattfindet, hat die New Yorker Polizei einen Detektiv entsandt. Er kommt unverrichteterdinge zurück. Die Geschworenen müssen die Mörderin freisprechen, weil die Gerichtssachverständigen indessen festgestellt haben, daß sie unheilbar wahnsinnig ist. Sie wird tobend ins Irrenhaus gesperrt. Nie mehr vernehmungsfähig. Es läßt sich nicht einmal mehr feststellen, ob Lena Clarke zur kritischen Zeit Palm Beach verlassen hat. Anfang Juni hatte sie ein paar dienstfreie Tage . . .

Ist alles, was sie sagt, Einbildung eines kranken Hirns?

Die Unterschlagungen wurden begangen. Sie hat plötzlich Geld gehabt. Und sie hat Miltimore erschossen. Ihr Bruder kannte Elwell. Aber er sagt auch, Lena habe Palm Beach nicht verlassen. Eine andere Spur, die im Sand verläuft . . .

Die in New York und Rhode Island wohnhafte prominente Dame, die von der nach Irland zurückgekehrten Hausangestellten erwähnt worden ist, wird vernommen. Es ist die Millionärswitwe Josephine Lewis Peet, die zugibt, Anfang Juni in New York gewesen zu sein. Sie gibt zu Protokoll:

„Ja, ich habe Elwell gesehen. Im Bridgeklub natürlich. Nirgends sonst. Er war mein Bridgelehrer. Es ist richtig, daß er mir dabei den Hof gemacht hat. Aber das bin ich gewohnt und es hat mich weiter nicht beschäftigt . . ."

Jetzt auf einmal ist der große Zauberer Elwell nur noch der kleine unbedeutende Bridgelehrer. In den feinen Klubs, in den exklusiven Salons der oberen Vierhundert, ja selbst in den Kreisen der Café-Society, in denen er abgöttisch verehrt worden war, wird sein Name bald nicht mehr erwähnt. Zu viele peinliche Erinnerungen, zu viele Skandalgeschichten sind mit ihm verknüpft.

Die Gräfin Szinswoska, die Prinzessin Dolla Patra el Kammel, und all die andern Damen der Gesellschaft, deren Namen in Elwells Notizbuch verzeichnet sind, ganz zu schweigen von jenen, die man für seine Freundinnen hielt, obwohl sie nicht darin verzeichnet waren, sie alle sind mit einemmal höchst entrüstet über den Gedanken, sie hätten sich jemals ernstlich für einen zahnlosen, glotzköpfigen, alternden Kartenspieler interessiert.

Viola Kraus geht nach Paris, nennt sich Mlle. Viola Cross und eröffnet einen Modesalon, heiratet später einen anderen Millionär . . .

Selma bleibt nicht mehr lange bei ihrem Walter. Sie läßt sich in Reno scheiden, geht auf Reisen und heiratet einen anderen Millionär . . .

Viktor von Schlegell und seine Emily — noch lange unter Verdacht und Beabachtung — heiraten bald. Und soviel die Polizei weiß, ist sie in den kommenden Jahren die einzige, mit der er sein ausgiebiges Frühstück einnimmt . . .

Walter Lewisohn — ebenso wie Schlegell lange von Detektiven beschattet — wirft nach seiner Scheidung von Selma sein Geld links und rechts zum Fenster hinaus, verbummelt es mit Revuegirls und Halbweltdamen, verspielt es am Roulettetisch und auf Rennplätzen — aber es ist viel zuviel, um es ganz loszuwerden. Dann, eines Tages, hört die Polizeibeobachtung auf. Nicht mehr notwendig. Er wird in das Sanatorium Blythewood in Greenwich, Connecticut, gebracht, wo er in geistiger Umnachtung stirbt . . .

Sie fliegen hier raus!

Unter dieser Schlagzeile brachten wir in Heft Nr. 22 vom 30. Mai 1954 unserer Jllustrierten einen Bildbericht über den Abbruch eines von einem Herrn Johann Kremer in Rheydt-Giesenkirchen errichteten Hauses.

Wir haben inzwischen festgestellt, daß dieser Bildbericht falsch war. Unsere verantwortlichen Mitarbeiter haben wegen der in dem Bericht enthaltenen beleidigenden und verleumderischen Äußerungen in bezug auf den verantwortlichen Baudezernenten der Stadt Rheydt, Herrn Beigeordneten Hoefs, sowie wegen der verbotswidrigen Veröffentlichung des Bildes des Stadtinspektors Heimes Genugtuung geleistet.

Richtig ist folgendes:

Dem geschilderten Abbruch lag eine rechtskräftige Verfügung der Stadtverwaltung Rheydt zugrunde. Der Abbruch erfolgte drei Monate später, nachdem der Betroffene alle Möglichkeiten rechtlicher und moralischer Natur, den Abbruch zu vermeiden, erschöpft hatte.

Die von den Verantwortlichen der Stadt Rheydt in diesem Falle durchgeführte Maßnahme war erforderlich.

Das fällige Interview

Ein Reporter interviewte einen Millionär.

„Und wie war Ihr Debüt im Geschäftsleben?"

Der große Industrielle und Selfmademan, der Mann eigener Kraft, versetzte: „Ich suchte Arbeit und hatte eben eine niederschmetternde Absage von einem Fleischer erhalten, als ich auf dem Trottoir eine Nadel bemerkte ..."

„Sie brauchen gar nicht weiterzureden", unterbrach der Reporter. „Ich kenne das, das da. Sie haben die Nadel aufgehoben; der Fleischer, der Sie von fern beobachtet hatte, rief Sie an und nahm Sie als Teilhaber ins Geschäft; darauf heirateten Sie seine Tochter und gründeten mit den Geldmitteln des Fleischergeschäfts die erste Fabrik von Zigarrenkisten, die es in der Welt gab und welche Sie zu einer internationalen Berühmtheit machte!"

„Pardon! Pardon!" unterbrach der Millionär, „Sie sind auf total falscher Fährte, mein Freund. Als ich die Nadel aufgehoben hatte, lief ich, um sie so schnell wie möglich zu verkaufen: sie hatte nämlich an einem Ende einen ziemlich großen Diamanten!"

Liebe zum Sauerkraut

Kathinka und Herrmann Mostar plauderten diesmal für die Liebhaber ihres vergnüglichen Kochunterrichts über das Sauerkraut. Wenn wir das ausgezeichnete Gericht, von dem man überall in der Welt sagt, es sei die köstlichste Ausschweifung deutscher Küche, für die nächste Nummer aufgehoben haben, so folgten wir damit einem guten Rat Wilhelm Busch's, der Sauerkraut als etwas besingt:

„... wofür man ganz besonders schwärmt, wenn es wieder aufgewärmt."



KUNDENDIENST. In einem Restaurant in Plymouth (England) steht auf jedem Tisch neben der Speisekarte ein diskreter Hinweis der Geschäftsleitung: „Die werten Gäste, die es gewohnt sind, ihre Untertassen als Aschbecher zu benutzen, werden gebeten, sich beim Kellner zu melden, damit ihnen dieser den Tee in einem Aschbecher servieren kann."

*

NETTE GESTE. Ein Kölner Student, der in Innsbruck seine Rückfahrkarte verloren hatte und kein Geld besaß, um sich eine neue zu



lösen, ging zum Magistrat und bat dort, die Mülleimer der Stadt von den Straßenfegern durchsuchen zu lassen. Nicht, daß etwa der Magistrat großzügig eine Fahrkarte spendierte: er gab Anweisung, mehrere hundert Mülleimer durchzusehen. Die Fahrkarte wurde gefunden.

*

ABSTRAKTER NACHWUCHS. Ein Professor der Hamburger Universität wollte seine Jurastudenten des ersten Semesters auf die Spuren abstrakten juristischen Denkens bringen. „Wenn ich", fragte er das Auditorium, „in dem Moment, in dem meine Standuhr zwölf schlägt, eine Axt nehme und die Uhr zertrümmere, kann man mich dann anklagen, ich hätte die Zeit erschlagen?" — „Nein", antwortete eine aufgeweckte Zuhörerin. „Sie würden in Notwehr handeln." — „In Notwehr?", fragte der Professor erstaunt. „Möchten Sie mir diesen Tatbestand liebenswürdigerweise erklären?" — „Ja, gerne, die Uhr schlug doch zuerst."



*

MINUZIÖS. Das „Statistische Amt für Verkehrsunfälle" eines Vorortes in Los Angeles stellte fest, daß die Unfallzahl zurückgegangen ist. Man führt das auf folgende gute Einrichtung zurück: An die Verkehrsampeln wurden Lautsprecher angebracht, die den wartenden Automobilisten gute Ratschläge erteilen. Einer dieser Sprüche lautet: Wenn Sie jetzt 30 Jahre alt sind und nach etwa siebzig werden wollen, dann haben Sie nach eine Lebensdauer von 20 Millionen Minuten. Wollen Sie einer einzigen Minute wegen Ihre 19 999 999 Lebensminuten opfern?"

*

TEUFLISCHE GESICHTER. Ein Dominikanerprediger erklärte seinen Seminaristen: „Das Mienenspiel ist sehr wichtig. Wenn ihr vom



Himmel sprecht, muß euer Gesicht eine unaussprechliche Freude widerspiegeln, eine Art inneren Lichts muß daraus leuchten, und in euren Augen muß man den Glanz paradiesischer Ruhe erkennen. Wenn ihr von der Hölle redet, genügt euer normales Gesicht."

*

DONAU-MONARCHIE. Eine österreichische Handelsdelegation wurde vor einigen Tagen in einem vornehmen Madrider Hotel höflich gebeten, sich nach einer anderen Unterkunft umzusehen. Auf die überraschte Frage der Delegierten wurde ihnen taktvoll mitgeteilt, daß Gäste von jenseits des Eisernen Vorhangs im Hotel unerwünscht seien. Die Beteuerungen der Wiener, daß sich das unabhängige Österreich keineswegs hinter dem Eisernen Vorhang befände, waren vergebens. Die Hoteldirektion meinte, es sei doch allgemein bekannt, daß Ungarn hinter dem Eisernen Vorhang liege, und jedes Kind habe in der Schule gelernt, daß zwischen Österreich und Ungarn kein Unterschied bestehe.

*

LIEBES-TAXOMETER. Ein besonders pfiffiger Taxifahrer in London, der lediglich ein altes Taxi, aber wenig Kunden hatte, kam auf eine gute Idee: Er hängte ein Schild mit folgender Aufschrift an seinen Wagen: „Taxi nur für Liebespaare, bin als rücksichtsvoll bekannt!"

*

DIENSTREISE. In Süderbarup erhielt ein Postbeamter den heißersehnten neuen Dienstrock, aber die Ärmel waren 8 cm zu lang. Da an fiskalischem Eigentum nichts eigenhändig geändert werden darf, schickte er betrübt den Rock an die Oberpostdirektion nach Kiel. Dort war man der empörten Meinung, daß die Maße stimmen müßten, nach Körpergröße und Gewicht des Mannes. Nach erbittertem Hin und Her reisten drei Beamte von Kiel nach Süderbarup und nahmen selbst Maß. Die Ärmel waren nach immer 8 cm zu lang, und also wanderte der Rock wiederum nach Kiel, um endlich geändert zu werden.



*

EHRLICHKEIT WÄHRT AM LÄNGSTEN. Zum 150jährigen Bestehen der Westberliner Gaststätte „Schwarzer Adler" in der Schöneberger Hauptstraße hatte der Besitzer die 150 ältesten Mitbürger von Schöneberg zur Stadtrundfahrt, zum Mittagessen, Kabarett und Tanz eingeladen. Eine der alten Damen überbrachte bei dieser Gelegenheit dem Wirt einen Steinkrug, den vor etwa hundert Jahren ihr Großvater aus dem „Schwarzen Adler" mitgehen ließ.



PFUI. Professor Arthur H. Bryan von der Universität Baltimore — übrigens Junggeselle — beschäftigt sich seit Jahren mit der Erforschung des Kusses. Nach seinen gründlichen Untersuchungen wechseln u. a. bei einem Kuß 9 Milligramm Wasser, 0,7 Milligramm Albium, 0,18 Milligramm Drüsensekrete, 0,711 Milligramm Fett, 0,45 Milligramm Salz und rund 250 Mikrobenkolonien ihren Besitzer.

*

NACHRUF. Die „Segeberger Kreiszeitung" wußte von einer großen Hochzeit unter ihren Bürgern vorausgehend zu berichten: „Mit der Heirat fand eine Freundschaft ein Ende, die schon in der Schulzeit geschlossen wurde . . ."

*

ZUR NACHAHMUNG EMPFOHLEN. Die dänische Regierung hat jetzt ein Gesetz verabschiedet, wonach alle Dänen über 65 Jahre von Januar bis März an den verkehrsschwachen Tagen von Dienstag bis Freitag auf der Staatsbahn nur halbe Fahrpreise zu zahlen brauchen. In Schweden existiert ein solches Gesetz schon seit längerer Zeit, das allen Volkspensionären, das sind alle Personen über 65 Jahre, um die Weihnachtszeit ebenfalls den halben Fahrpreis auf der Eisenbahn erläßt.

*

DROLLIG. Im Katalog der Leipziger Universitätsbuchhandlung Alfred Lorentz wird unter Nr. 531 das Buch „Ulrich von Hutten" von Dr. F. Strauß als „die lustige Lebensgeschichte einer drolligen Seejungfrau" angezeigt.

*

O WELCHE LUST. Ein Arbeiter des Tempo-Werkes, der ein drittes Kind bekam, stellte beim Finanzamt Antrag auf entsprechende Einstufung. Er erhielt eine neue Lohnsteuerkarte mit dem amtlichen Stempel: „Bezirksamt Harburg, Abtlg. Lustbarkeitssteuer."

DER STAR-KASTEN

Greta Garbo entwickelte eine neue Entspannungsmethode für Körper und Geist: jeden Tag eine halbe Stunde rückwärts laufen.

•

F. A. Mainz, Produzent von „Canaris", „Der Cornet" und „Alibi", trug beim Berliner Filmball 1956 neben dem Bundesverdienstkreuz auf der Frackbrust auch eine Kette mit den Miniaturen seiner Orden aus dem ersten Weltkrieg.

•

Marina Vlady, frisch verheiratet mit Robert Hossein, wird in dem Film „Die Männer vom Hafen" die Hauptrolle spielen. Regisseur: Robert Hossein.

*

Hans Richter, 37, feierte sein 25jähriges Filmjubiläum. Er begann seine Karriere als Kinderdarsteller in „Emil und die Detektive" als Gustav mit der Hupe.

•

Maria Schell hat vom „Club der Film-Journalisten Finnlands" die „Jussi"-Statue erhalten, die alljährlich an die beste ausländische Darstellerin vergeben wird.

*

Marianne Koch ist unter die Filmautoren gegangen. Zusammen mit Prinz Konstantin von Bayern verfaßt sie jetzt ein Drehbuch zu einem Episodenfilm „Die richtige Tipreibe lautet ..." Cécile Aubry, die französische Schauspielerin, verfaßte dagegen ein Kinderbuch, das sie eigenhändig illustrierte.

*

Loni Heuser trug auf dem Berliner Filmball im Hotel Esplanade einen wertvollen Nerzmantel. Da ihr mit dem Nerz beim Tanz zu heiß wurde und sie das kostbare Stück nicht in der Garderobe abgeben wollte, mietete sie kurzerhand für den Pelz das Hotelzimmer Nr. 3.

*

Walter Werner, einer der letzten aus der Berliner Staatstheater-Garde (zuletzt in „Alibi" als Vater von Hardy Krüger zu sehen), verstarb 72jährig in Berlin.

*

Margit Nünke, Miß Germany 1955, steht vor ihrem Filmdebüt. Berolina-Chef Ulrich machte mit ihr Vertrag. Margit nimmt jetzt Schauspielunterricht bei Else Bongers, die vor mehr als zehn Jahren Hildegard Knef unter ihre Fittiche genommen hatte.

Franz Antel, Regisseur der Filme „Heimatland" und „Der Kongreß tanzt", ist Besitzer eines blauen Cadillac. Weil er dauernd filmen mußte, kam er nicht dazu, seinen Führerschein zu machen. Gattin Hannelore Bollmann muß ihn deshalb chauffieren.

•

„Kinder, Mütter und ein General", der deutsche Film aus der Intercontinental/Schorcht-Produktion, hat die höchste belgische Filmauszeichnung, den Grand Prix, erhalten.

*

Ernst Schröder, Bühnen- und Filmschauspieler („Der Hauptmann und sein Held", „Der 20. Juli", „Nacht der Entscheidung"), hat von Metro-Goldwyn-Mayer das Angebot eines langfristigen Hollywood-Vertrages erhalten.

*

Johannes Heesters feiert am 4. März sein Debüt als Fernsehstar. In der Rolle des Roger Fleurot aus Benatzkys „Meine Schwester und ich" wird er vor den Bildschirm treten.

*

Renate Mannhardt hat in Berlin Dennison L. Bement aus Massachusets, USA, geheiratet.

*

Marilyn Monroe bekam einen neuen Jahresvertrag, der ihr acht Millionen Dollar einbringen wird.

*

Otto Wilhelm Fischer, der von sich selbst sagt, daß er ein „vielseitiger, begabter Künstler" sei, hat soeben seinen neuen Film „Ich suche dich" abgedreht, in dem er zugleich Drehbuchautor, Regisseur und Hauptdarsteller ist. Um seine Vielseitigkeit noch weiter unter Beweis zu stellen, schrieb er nach diesem angeblich von ihm erfundenen Stoff für eine Filmzeitschrift einen „meisterhaft gestalteten Roman". Die Zeitschrift kündigt dieses Werk an: „Unsere Leser erleben nach dem unvergleichlichen Darsteller jetzt auch den Autor O. W. Fischer." Wiener Theaterfreunde, die vor Jahren den vielseitigen Otto Wilhelm als Hauptdarsteller in J. A. Cronins Schauspiel „Jupiter lacht" gesehen haben, mußten feststellen, daß die Handlung sowohl des Films als auch des Romans mit dem Schauspiel Cronins weitestgehend übereinstimmt.

*

Beim Gloria-Ball beobachtet: Elma Karlowa hatte sich weiße Bohnen mitgebracht, die sie zum Sekt knabberte. — **Willy Birgel** erschien zum Erstaunen der Eingeweihten mit seiner Gattin Seine langjährige ständige Begleiterin, Inge Egger, blieb dem Ball fern. — **Friede Birkner**, Tochter der Hedwig Courths-Mahler und Autorin von nahezu 90 Romanen, quartierte sich Samstag und Sonntag im Hotel „Bayerischer Hof" ein, um als Zaungast am Gloria-Ball teilzunehmen. Sie schreibt zur Zeit einen neuen Roman, der in Film- und Gesellschaftskreisen spielt. Friede wollte bei dieser Gelegenheit Milieustudien machen.

Meine Tochter Grace

(FORTSETZUNG VON SEITE 8)

möchte sagen, er hat fleißig Ziegelstein für Ziegelstein zusammengetragen und zeitlebens nichts anderes im Sinn gehabt als seine Arbeit und uns, seine Familie. Man sieht, zu was man es bei einigem Fleiß bringen kann.

Früher hat John allerdings auch gerudert, das war sein größtes und einziges Vergnügen. Und auch darin brachte er es zu großem Erfolg, ich darf wohl sagen: zu Weltruhm. Das war, als er 1920 auf der Olympiade in Antwerpen einen herrlichen Sieg herausruderte. In 7 Minuten und 35 Sekunden schaffte er mit seinem Einer die 2000 Meter lange Strecke. Nie zuvor ist ein „Skiff" (einsitziges Regattaruderboot besonderen Typs) so schnell über die Strecke gejagt worden ... John war Weltrekordruderer! Ich konnte es nicht fassen. Ich las zu Hause aufgeregt die Zeitungen, ich sah Johns Bild auf der Titelseite, ich überflog die Meldung und dann konnte ich nicht anders, ich weinte vor Freude. Ich war nämlich auch aktive Sportlerin, ich war die erste Frau, die an der Pennsylvania-Universität Gymnastikunterricht erteilte, ich wußte also, was es bedeutet: olympischer Sieg! Weltrekord! Mein Gott, war ich stolz auf meinen John, der Maurerlehrling war, als wir uns in der „Philadelphia - Turngemeinde" kennenlernten und der nie eine höhere Schulbildung genossen hatte. Aber rudern konnte er, wie, wie ... na, wie kein zweiter auf der ganzen Welt.

Als John aus Europa zurückkam, war er seines Erfolges nicht einmal richtig froh. Ich merkte es zunächst gar nicht, ich dachte, die Seekrankheit säße ihm noch von der Überfahrt in den Gliedern. Er war wortkarg, mürrisch, verbittert, als ob ihm ein ganzer Verein vom ersten bis zum letzten Mann davongerudert wäre. Erst nach Tagen brach es aus ihm heraus, er schrie es sich förmlich von der Seele.

„Keine Angst", tobte er plötzlich los, „keine Angst, das lasse ich nicht auf mir sitzen. Kein Kelly läßt so was auf sich sitzen ... Allen englischen Königen zum Trotz ..."

Ich verstand kein Wort, ich wurde allmählich nervös. Was hat er nur, überlegte ich. Bis ich dann endlich erfuhr, daß John auf dem Wege nach Antwerpen über England gefahren war, um dort in Henley an der weltberühmten Ruderregatta teilzunehmen.

„Na und", sagte ich, „in Henley haben sie dich wahrscheinlich abgehängt. Was ist schon dabei? Dafür hast du in Antwerpen den Weltrekord gemacht."

John hat aber in Henley gar nicht verloren, er kam überhaupt nicht dazu, weder zum Siegen noch zum Verlieren. Er durfte sein Boot nicht einmal auspacken. Das war's ja gerade. Zwei Gentlemen suchten ihn im Hotel auf und bedeuteten ihm, daß er am Start unerwünscht sei.

„Warum nur?" fragte ich.

„Genau das habe ich auch gefragt", sagte John.

Die beiden Gentlemen erklärten meinem John sichtlich verlegen, daß die Regatta in Henley, an der Seine Majestät der König regelmäßig als Zuschauer teilnehme, den Arbeitern der Faust nicht zugänglich sei, da diese sozusagen natürlich den aristokratischen Ruderern gegenüber im Vorteil wären, deren Bizepse nicht durch den alltäglichen Kampf ums tägliche Brot gestärkt würden.

„Wie findest du das?" fragte mich John.

Ich muß sagen, ich war empört. Und ich kann mir nicht vorstellen, daß diese unsportlichen Bestimmungen heute unter Königin Elizabeth auch noch gültig sind. Dazu ist sie viel zu sympathisch und demokratisch. Aber damals saß ja noch ihr Großvater auf dem Thron.

„Weißt du, was ich dann gemacht habe", erzählte mir John weiter. „Ich bin nach Antwerpen gefahren, ich habe gerudert, und ich habe gewonnen — und dann habe ich dem König meine Mütze geschickt."

„Welchem König?"

„Dem englischen! Welchem sonst! Ich habe meine Mütze in den Buckingham-Palast geschickt und einen Brief dazugelegt. Folgendes habe ich ihm geschrieben: ‚Majestät! Diese schweißgetränkte Mütze gehört dem Olympiasieger John B. Kelly, der sich sein Brot als Maurer mit den Händen verdient und der deswegen bei Ihrer Regatta in Henley nicht starten durfte ...'"

Wenn man John so reden hört, glaubt man gar nicht, daß er keine höhere Schulbildung hat. Dafür hat er ein gutes Gedächtnis und einen lebhaften Geist. Alle Kellys haben einen lebhaften Geist. Johns Bruder George wurde als Bühnenautor mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet, und ein anderer Bruder namens Walter war ein hervorragender Varietésänger und ein dritter Bruder hat sich als Kaufmann hervorgetan. Nur aus den übrigen sechs Geschwistern meines Mannes ist nichts Außergewöhnliches geworden. Johns Vater, der aus Irland in die Staaten ausgewandert ist, hatte nämlich ohne Übertreibung zehn Kinder.

Wir, das heißt John und ich, wir haben nur vier Kinder. Zuerst kam unsere älteste Tochter Peggy, dann John, unser einziger Sohn, den wir Kell nennen, dann Grace, von der ja noch viel die Rede sein wird, und schließlich Lizanne.

Um die Geschichte von der Ruderregatta in Henley zu Ende zu führen, muß ich noch erwähnen, daß unser Sohn Kell alles wieder in Ordnung gebracht hat. Wir sind jetzt quitt mit den Engländern. Ein Kelly läßt so was nicht auf sich sitzen. Der arme John mußte 26 Jahre lang darauf warten, aber schließlich war inzwischen Krieg und da konnte man nicht nach Henley fahren, um dort zu rudern. Aber gleich nach dem Krieg, im Jahre 1946, startete Kell mit seinem „Skiff". In Henley natürlich. Er durfte, er hat sein Brot nicht mehr mit den Händen verdienen müssen, er war der Sohn eines Millionärs, was in England auch sehr viel zählt — und er siegte. Kell war auch bei der Olympiade in Helsinki dabei, aber dort hat er nichts gewonnen. Macht nichts. Viel wichtiger war Henley. Na, und bald heiratet Grace einen Fürsten, und Prinzessin Margaret, die Schwester der englischen Königin, wird wahrscheinlich bei der Hochzeit dabei sein, und wenn Grace mit ihrem Mann nach London fährt, wird man sie im Buckingham-Palast empfangen müssen. Vielleicht findet sie dort noch irgendwo die Mütze ihres Vaters ...

Ich wußte also zunächst wirklich nicht, wie ich meinen zukünftigen Schwiegersohn nennen sollte. Etwa Rainier? Das ist sein Vorname, wenngleich er genaugenommen Rainier III. heißt. Alle europäischen Könige und Fürsten haben die Gepflogenheit, ihrem Vornamen eine Zahl anzuhängen. Das ist einem so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ich, was nun unseren zukünftigen Schwiegersohn Rainier betrifft, befürchten mußte, versehentlich im trauten, familiären Gespräch „mein lieber Rainier III." zu sagen, was er womöglich als unpassend empfunden hätte.

Seinen Familiennamen Grimaldi hat er, wie ich inzwischen erfahren habe, von seiner Mutter übernommen, obgleich die mit dem französischen Grafen de Polignac verheiratet war. Ebensogut könnte sich unser Kell plötzlich Majer nennen, denn ich bin eine geborene Margaret Majer aus Philadelphia. Nun gut, bei europäischen Fürsten ist das natürlich anders, und es ist verständlich, daß Rainier den mütterlichen Namen Grimaldi bevorzugt, wo sich doch dieses Geschlecht mit einiger Mühe bis ins Jahr 1070 zurückverfolgen läßt. Außerdem saß vor Rainier sein Großvater mütterlicherseits auf dem Thron von Monaco, ein echter Grimaldi also, der sich Louis nannte, genauer: Louis II.

Ich nenne meinen zukünftigen Schwiegersohn jetzt einfach „Ray". Das ist eine Abkürzung von Rainier und bedeutet zugleich soviel wie Lichtstrahl. Und ist das nicht treffend? Brachte dieser Fürst nicht einen Lichtstrahl in unser Haus?

Von Anfang an, jawohl, von der Sekunde an, da dieser junge Mann mit seinem gewinnenden Lächeln in der Tür erschien und sein Charme uns schon wie eine Woge umschmeichelte, während wir noch ein wenig verlegen und befangen nach ein paar passenden Worten zur Begrüßung suchten, weil uns die Floskeln, die wir uns vorher zurechtgelegt hatten, gar nicht mehr einfallen wollten — kurz, vom ersten Augenblick wurde uns allen in seiner Gegenwart ganz warm ums Herz. Dabei wußten wir damals noch gar nicht, mit welchen Absichten er zu uns in die Henry Avenue Nr. 3901 gekommen war, ahnten nicht, daß daraus eine Verlobung werden sollte innerhalb einer atemberaubend kurzen Zeit.

Auch Grace glaubte an nichts anderes, als an einen Höflichkeitsbesuch, denn sie war im Frühjahr 1955 anläßlich der Filmfestspiele in Cannes im Schloß zu Monaco empfangen worden. Diesen Empfang hatte der Pressechef der „Metro - Goldwyn-Mayer" arrangiert ...

Aber ich will nicht schon wieder zurückgreifen, ich will jetzt bei diesem Weihnachtsnachmittag bleiben, an dem Rainier III., den ich jetzt Ray nennen darf,

unser Haus betrat. Gott, was war ich aufgeregt.

Und trotzdem muß ich zum Verständnis dieses ereignisreichen Nachmittags vorausschicken, daß unsere Freunde Mr. und Mrs. Russel Austin aus Margate, New Jersey, an dieser ganzen Geschichte nicht ganz unbeteiligt sind.

Im Sommer wollten die Austins einen Europa-Trip machen. Vorher kamen sie zu uns, um sich von Grace beraten zu lassen. Sie wußten, daß Grace Europa ziemlich gut kannte und daß sie ihnen sagen konnte, wo es was zu sehen gibt und wo man gut ißt.

Grace erzählte den Austins von der französischen Riviera, von Cannes, von Nizza und auch von Monte Carlo. Dabei erwähnte sie nebenbei, daß sie im Frühjahr den Fürsten kennengelernt hatte.

Die Austins hörten aufmerksam zu und flogen wenige Tage später nach Paris. Von dort nach Cannes, nach Nizza, nach Monte Carlo. Und dort wollten sie abends natürlich ins Casino gehen. Das ging aber nicht. Bis auf den letzten Stuhl war alles besetzt. Man sagte ihnen: Morgen! Nun gehört aber Mr. Russell Austin nicht zu den Männern, die ohne weiteres auf morgen verschieben lassen, was sie sich für heute vorgenommen haben. Mr. Austin wollte heute ins Casino gehen.

Was machte er? Er versuchte nicht etwa einen Kellner zu bestechen, er schlug auch keinen Krach, er ging ganz bescheiden ans Telefon und ließ sich mit dem Schloß des Prinzen Rainier III. verbinden. Er wolle seine Hoheit, den Prinzen Rainier, sprechen, rief er ruhig in die Muschel. Er sei Amerikaner aus Margate, New Jersey, und er habe dem Prinzen Grüße von Grace Kelly zu bestellen.

Am anderen Ende der Leitung war man eine Weile ratlos, dann verband man ihn weiter, zwar nicht mit dem Prinzen, dafür aber mit Pater Tucker.

Ach, nun muß man allerdings wissen, daß dieser Pater Tucker Amerikaner ist. Er stammt aus Wilmington. Wir kennen uns, denn erstens sind wir gute Katholiken, zweitens ist er Irländer, so wie John, und drittens ist er ein ausgezeichneter Sportler. Ich muß schon sagen, ein wirklich erstklassiger Schwimmer. Außerdem bläst er Saxophon, daß man seine Freude hat. Obendrein spricht er italienisch wie ein Italiener, französisch wie ein Franzose und von der Politik soll er mehr verstehen als die Franzosen und Italiener zusammen. Aber davon spricht er nie. Kein Wunder, daß Pater Tucker bald beim Vatikan landete. Und dann begab es sich, daß die Pfarre von St. Charles in Monaco vakant wurde. Ein heftiger Streit erhob sich um die fette Pfründe. Abbé Lorand, der bis dahin der Seelsorger der Monegassen gewesen war, mußte unter dem Druck seiner Rivalen frühzeitig in den Ruhestand treten. Abbé Lorand war Franzose, und jetzt wollten die Italiener auch mal drankommen. Indessen bat Rainier III. den Papst, er solle diesen Kirchenstreit schlichten und einen neutralen, also weder einen französischen noch einen italienischen Pater nach Monaco schicken. Der Papst schickte Pater Tucker.

Das geschah im Frühjahr 1950. Die Monegassen empfingen ihren neuen Pater mit eisiger Zurückhaltung. Sie wollten keinen Ami in der Kirche von St. Charles, sie wollten keinen „Aufpasser Washingtons" in Monaco dulden. Und es ärgerte sie, daß der neue Pater im Straßenanzug vor dem Café de Paris auf und ab spazierte und häufig sogar braungebrannt am Strand von Monte Carlo gesehen wurde. Sie sagten: „Der Papst hat uns einen Protestanten geschickt, der neue Ami-Pater trägt nicht mal eine Soutane ..." Worauf Pater Tucker von der Kanzel herunter verkündete: „Keines meiner Gelübde verpflichtet mich, einen Hals- oder Beinbruch zu riskieren. Der Mistral, dieser bösartige Wind dieses Landes, verfängt sich in meiner Soutane und macht aus meinen Röcken einen Ballon, den ich kaum noch steuern kann, und auf den zahllosen Treppen dieser Stadt trete ich mir immer auf den Saum ... Im übrigen bin ich nicht hierher geschickt worden, um mir von meinen Gläubigen die Leviten lesen zu lassen, sondern um selber solches zu tun." Und das tat er dann auch. Er räumte hemdsärmelig auf in seiner Gemeinde. Als erstes ließ er die Platzkarten von den Kirchenbänken beseitigen. „Vor Gott gibt es keine Abonnenten", rief er den Damen und Herren der bislang bevorzugten Gesellschaft zu, „wer zuerst aufsteht, soll auch auf dem besten Platz beten dürfen." Dann schaffte er die verschiedenen Klassen bei Hochzeiten ab, denn, so sagte er: „Der Segen des Himmels kommt





für alle im gleichen Wagen! Gleicher Tarif für alle!"

Die Monegassen gewöhnten sich allmählich an die neuen Töne, die ihnen von der Kanzel ihrer St. Charles-Kathedrale um die Ohren pfiffen und fanden schließlich sogar Gefallen daran. Mit eifersüchtigem Mißtrauen beobachteten sie lediglich das wachsend gute Einvernehmen zwischen dem Pater und dem Prinzen. Aus dem Beichtvater des Prinzen wurde bald sein Freund und Berater in den Angelegenheiten des Glaubens, des Herzens und vielleicht auch der Diplomatie.

So war es also kein Zufall, daß unser Freund Mr. Russel Austin aus Margate, New Jersey, bei seinem telefonischen Anruf im Palast ausgerechnet auf Pater Tucker stieß. Der Seelsorger Monacos war jedoch sofort sehr aufgeschlossen, als unser Freund, der im überfüllten Casino lediglich einen Tisch haben wollte, den Namen Grace Kelly fallen ließ. Ein Anruf aus dem Schloß genügte und den Austins wurde im Casino ein Sondertisch gedeckt, und für den nächsten Tag erhielten sie obendrein eine Einladung zum Prinzen Rainier III.

Ganz begeistert kehrten die Austins nach Amerika zurück.

Über diese Austins ließ sich Rainier anläßlich seines Besuches in Amerika am Weihnachtsnachmittag in unserem Haus einführen. Unsere Freunde hatten uns rechtzeitig verständigt, so daß wir auf den Besuch vorbereitet waren. Die ganze Familie war versammelt, Peggy mit ihrem Mann und ihren Kindern, Lizanne und ihr Mann, Kell und einige seiner Freunde und natürlich Grace. Sie war, so schien es mir, ziemlich erregt und hatte Mühe, sich in Zaum zu halten. Das stand ihr aber sehr gut. Im letzten Augenblick zog sie ein Paar Schuhe mit niederen Absätzen an, weil sie sich zum Glück noch rechtzeitig der Körpermaße des Prinzen erinnerte, die zu seinem Titel „Hoheit" in einem gewissen Widerspruch standen. Allzu auffällig wäre er von Grace, die man in Hollywood nicht zu unrecht „die langstielige Teerose aus Philadelphia" nannte, überragt worden.

Nun also kam der Augenblick, da der Prinz unser Haus betrat. Er war nicht allein, in seiner Begleitung befanden sich außer Mr. und Mrs. Austin der Pater Tucker und Dr. Donat, ein Leibarzt.

Wir sagten alle „Hoheit" und standen für Sekunden hilflos herum. Grace war die erste unter uns, die sich wieder fing. Mit einer unmerklichen Geste schüttelte sie die Befangenheit ab, und dann war sie hier in ihrem Elternhause einmal das, was man ihr in Hollywood täglich nachrühmt: sie war Dame.

Der Stoßseufzer eines Hollywood-Reporters kam mir in den Sinn: „Die Kelly gab mir das Gefühl, als würde ich im Buckingham-Palast vorgestellt... Sie ist die aufregendste, vernichtendste Persönlichkeit seit der Garbo." Und ein anderer, ein gehässiger: „Wir alle hier in Hollywood sind Snobs. Wir haben einen Minderwertigkeitskomplex — der ist eine Meile tief. Wir sind leicht beeindruckt. Mit der kurvigen Monroe, der hart arbeitenden Barbara Stanwyck, der süßen Ann Blyth und der niedlichen Debbie Reynolds fühlen wir uns heimisch. Sie gehören hierher, sie sind ein Teil der Familie. Und dann erscheint auf einmal diese Dame mit den 5-Uhr-Tee-Manieren und einem überkultivierten Akzent und sieht uns von oben herab an. Und wir sind wieder beeindruckt. Wir machen Kratzfüße, wo wir gehen und stehen, und wenn sie die linke Augenbraue leicht in die Höhe zieht, springen wir..."

Die beiden plauderten bald über dies, bald über das, sie knüpften mühelos ein Thema ans andere, ihre Filmarbeit an seine Unterwasserjagden, Hollywood ans Mittelmeer, das Theater am Broadway, an das vom Urgroßvater des Prinzen gestiftete Ozeanographische Museum in Monaco. Die beiden plauderten und wir — wir anderen hörten eigentlich nur zu. Die Stunden flogen dahin, um sechs Uhr verfolgten wir Pater Tucker zuliebe eine Fernsehübertragung von der Weihnachtsmesse und dann aßen wir zu Abend. Längst hatten wir uns daran gewöhnt, einen regierenden europäischen Fürsten in unserer Mitte zu haben, und wir sahen in ihm eigentlich nur noch einen überaus charmanten jungen Mann, dessen Mund sich unter dem schwarzen Schnurrbart zu einem nahezu melancholischen Lächeln verziehen konnte.

Gegen zehn Uhr machte Pater Tucker Anstalten zum Aufbruch, weil er noch

nach Wilmington zurückfahren wollte. John erbot sich, den Pater mit dem Wagen zum Bahnhof zu bringen.

Der Prinz rührte sich aber noch nicht vom Fleck und ich hatte den Eindruck, daß er gerne noch ein wenig geblieben wäre.

„Wie wär's, Hoheit", sagte ich ohne lange Überlegung, „wenn Sie mit Dr. Donat hier bei uns übernachten würden."

Er war sofort einverstanden, als habe er nur auf diese Aufforderung gewartet.

„Okay", rief Peggy, „dann gehen wir aber für ein paar Stunden hinüber in unser Haus, dort können wir toben, ohne Mam und Paps zu stören."

Na schön, dachte ich, die wollen die Alten los sein, und das kann man ja verstehen. Als die letzten Gäste fortgegangen waren, ging ich hinauf in mein Schlafzimmer und überdachte noch einmal diesen ereignisreichen Nachmittag. Was für ein sympathischer junger Mensch. Äußerlich von den anderen jungen Männern kaum zu unterscheiden, und doch irgendwie anders ... Gott, das beginnt ja schon damit, daß er „Wir" sagt, wo wir „ich" sagen, daß er nicht schreibt: ich will oder ich wünsche, sondern „Wir haben Order gegeben ..." Und wenn er seinen Namen unter ein Dekret setzt, dann heißt es: „Rainier III. Von Gottes Gnaden Souveräner Prinz von Monaco". Wenn er aber Lust hätte, könnte er noch vierundzwanzig Titel daranhängen.

Dabei ist er erst dreiunddreißig. Und er regiert, wie man hört, schon seit sechs Jahren ...

Nach einer Weile surrte Johns Wagen im Garten. Ich hörte, wie John die Garagentür zuklappte und pfeifend durch das ganze Haus ging. Das macht er sonst nie. Ich kann mich gar nicht erinnern, wann John zum letztenmal pfeifend durch das ganze Haus gegangen ist. Und dann steckte er den Kopf in mein Zimmer.

„Rate mal, was los ist", sagte er und grinste übers ganze Gesicht.

Vielleicht ist er ein wenig betrunken, dachte ich, in dem Punsch war reichlich viel Rum.

„Also rate mal", fing John wieder an, „rate mal, was im Kopf dieses netten kleinen Prinzen herumspukt?"

„John!" sagte ich, denn ich liebe es nicht, wenn er sich zu Hause wie ein Ruderer gibt.

„Grace!" sagte er.

„Was?!"

„Ich sage: Grace spukt im Kopf unserer netten, kleinen Hoheit herum. Er will sie heiraten."

Ich dachte, jetzt hat er also tatsächlich ein wenig zu viel getrunken. Er müßte in seinem Alter etwas vorsichtiger sein. „Woher willst du das wissen ... das ist doch einfach nicht zu glauben."

„Von Pater Tucker!" Er kam herein und setzte sich auf mein Bett. „Hochwürden haben sozusagen im Namen des Prinzen Rainier III. um die Hand unserer Tochter Grace angehalten! Was sagst du jetzt?"

Ich sagte gar nichts, und so schwiegen wir beide eine Zeitlang. Ein echter, reizender Prinz ... ein souveräner Prinz ... Rainier III. von Monaco ..., das alles schwirrte mir durch den Kopf.

John sagte: „Wird wohl Zeit, daß wir mal hinüberfahren ... Soll ein hübsches, kleines Fürstentum sein."

„Genauso groß wie das Filmgelände der ‚Metro-Goldwyn-Mayer'."

„Woher weißt du das?"

„Von Grace. Sie muß es ja schließlich wissen."

Er nickte. „Das kann schon ungefähr hinkommen. 140 Hektar, 20 480 Einwohner, davon 2245 Monegassen, der Rest Franzosen, Italiener und Sonstige ... 65 Gendarmen, 18 Abgeordnete, 3 Minister und ein bevollmächtigter Minister Frankreichs in Monaco ... Mit einem guten Auto kann man in fünf Minuten von einer Landesgrenze zur anderen fahren, und wenn Prinz Rainier III. auf der Terrasse seines Schlosses steht, kann er mit einem Blick sein Reich übersehen, ohne auch nur den Kopf zu drehen ... Aber immerhin: auf seiner Zivilliste stehen jährlich 52 Millionen Francs, sieben Millionen mehr, als dem Präsidenten der französischen Republik zustehen ..."

„Ach", machte ich, „das hat dir alles Pater Tucker erzählt?"

„Ja, und noch mehr. Daß der Prinz ein Herrscher im wahrsten Sinne des Wortes ist. Nichts kann die Regierung gegen ihn oder ohne ihn unternehmen, nichts das sogenannte Parlament ... Sogar der Spielplan der Oper muß ihm vorher zur Genehmigung vorgelegt werden. Er ist vielleicht der absoluteste Herrscher der Gegenwart und ganz bestimmt der einzige, der jeden einzelnen seiner Bürger beim Vornamen kennt ..."

War das alles nicht nur ein Märchen? Gewiß, wir Kellys sind vom Glück immer schon ein wenig protegiert worden ... meine sorglose Ehe mit John ... die vier gesunden Kinder ... Johns steiler, wirtschaftlicher Aufstieg ... Graces großartige Karriere zum weltberühmten Filmstar ... und jetzt gar ein Prinz! War das nicht schon fast zuviel, daß man am besten gar nicht mehr darüber nachdachte ...?

„Wie schön", sagte ich, „wie schön, daß Grace so einen Mann bekommt. Sie passen zusammen. Das edle Blut uralter Adelsgeschlechter fließt in seinen Adern."

„Ja", sagte John und räusperte sich, „nur seine Großmutter, also die ist nicht so ganz echt, die war nämlich Wäscherin in Nordafrika ..."

Ich sagte: „Nein!"

Er sagte: „Ja! — aber das weiß ich natürlich nicht von Pater Tucker ..." Und mit einem mir völlig fremden Lächeln ging John hinüber in sein Zimmer.

Ich lag noch lange wach. Ich kam nicht los von dem Gedanken. Ich grübelte und grübelte und konnte mir einfach nicht erklären, wie ein Grimaldi, ein souveräner europäischer Prinz zu einer Großmutter kommen kann, die in Nordafrika für fremde Leute Wäsche gewaschen hat.

Ich beschloß, der Geschichte einmal nachzugehen.

Später, viel später hörte ich die Kinder nach Hause kommen. Ich hörte Graces helles Lachen und dazwischen die sanfte, sonore Stimme des Prinzen.

Es war kurz vor vier Uhr früh ...

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

Die Madonna des Schnees

(FORTSETZUNG VON SEITE 6)

fahren hätte, daß seine Braut mit einem deutschen Soldaten durch die Wälder gegangen war, und daß sie ihn einlud. Als der Krieg zu Ende war, da suchte man nach den Mördern der Toten, die der Kampf nicht umgebracht hatte. Und da wollten sie Didi an den Kragen. Ihr Verlabter war in den letzten Gefechtstagen gefallen — sie war allein. Es gab nur einen Mann, der an ihre Unschuld glaubte: den kleinen unscheinbaren Pierre, einen Gehilfen in dem Forstamt. In langen Brutkästen, die wie Särge aussahen, wurden dort Forellen gezüchtet. In einem solchen Kasten hatte Pierre die junge Frau versteckt, als die Polizei sie suchte. Als Didi dann nie wieder ins Dorf kam, da glaubten die Leute, sie habe sich in dem Schwarzen Bergsee aus Angst das Leben genommen. Im August 1953 faßte die Polizei einen Wegelagerer, der — in Unkenntnis des Verhaftungsgrundes — zugab, 1944 den deutschen Soldaten ermordet und in der Grotte verscharrt zu haben. Didi war frei von jeder Schuld. Da sammelten die Dorfbewohner Geld und ließen sich von einem Bildhauer eine Mutter Gottes meißeln, die sie „die Madonna für Didi" nannten. Und es gab viele Abende, an denen man den einen oder anderen Nachbarn sehen konnte, wie er einen Strauß Blumen der Madonna zu Füßen legte, um sich mit der totgeglaubten Didi zu versöhnen. Ja, und jetzt war Didi plötzlich wieder da. Sie erzählte, wie sie damals aus der Fischzucht geflohen war, und sie sprach von ihrer großen Einsamkeit in Paris. Die Leute hörten ihr zu. Aber als sie dann wieder fortgegangen war, fragten sie sich: „Was wird aus der Madonna? Wir können doch keiner lebenden Frau eine Madonna hinstellen?" Sie alle wollten etwas gut machen, sie alle hatten ein schlechtes Gewissen — aber eine Madonna für Didi? Sie fragten den Pfarrer um Rat. Und der Pfarrer dachte an die vielen Soldatengräber zweier Weltkriege in den heiß umkämpften Vogesen. Er sah den Schnee auf ihren Gräbern, den gleichen weißen Schnee, der ihnen damals in der Winterschlacht zum Schicksal wurde. „Wir nennen sie ‚Die Madonna des Schnees'." Und so steht sie nun da, am Ufer des Schwarzen Sees, und bewacht den ewigen Schlaf der Toten ...



Im Aufnahmeraum *befindet sich eine Kadak-Kamera, die mit einem Blitzlicht und einem Spiegelsystem gekoppelt ist, sa daß in wenigen Sekunden eine Aufnahme von allen Seiten entstehen kann. Die Maßbänder werden dem Kunden vorher angelegt und dann im Atelier ausgewertet*



Im Schneideratelier *wird das Diapositiv durch einen Projektionsapparat auf die Mattscheibe übertragen. Der Auswerter kann nun die Figur des Kunden genau errechnen. Die einzelnen Stücke werden nach den jetzt fixierten Linien und Kurven zugeschnitten und in wenigen Tagen zu einem einwandfrei sitzenden Anzug zusammengebaut. Dieses Verfahren ist in den USA und in der Schweiz schan mit viel Erfalg verwandt warden*

Kamera nimmt Maß

Anproben beim Schneider sind künftig überflüssig. Alle, die es eilig haben, können durch die neue Erfindung des „Fotometric" in sechs bis zehn Tagen einen tadellos sitzenden Maßanzug mit nach Hause nehmen, ohne zuvor die Qualen stundenlanger Anproben zu ertragen. Durch ein fein ausgeklügeltes System von Spiegeln und Objektiven kann die fotografierte Figur des Kunden mathematisch genau errechnet und auf den Schnitt übertragen werden. Dieses System wird jetzt auch in Deutschland ausprobiert.

Wasser hat keine Balken

Nach zehn Stunden unendlicher Mühen war es gelungen, das 25 Meter lange schwere Dieselschiff aus der Deggendorfer Werft an der Donau auf einen sechzehnrädrigen Spezialwagen der Bundesbahn zu montieren. Von hier aus trat die „Herrsching" ihre 200 km lange Jungfernreise zum Ammersee an. Jn engen Straßen mußten Bäume gefällt und Zäune versetzt werden, um dem Schiff eine Fahrrinne zu schaffen (links). Im Hafen von Stegen lief die „Herrsching" vom Stapel — und ging unter (rechts). Man spricht von Sabotage.



Acht Jahre *war Dr. Steyer in Rußland und arbeitete dort in einem Lagerkrankenhaus. „Ich möchte nun endlich meinen Frieden haben", erklärte er auf die Frage nach Jutta Peters, und wahrscheinlich wird niemals jemand erfahren, was die Frau damals zur Denunziation trieb*



Jutta Peters, *mit Tochter, wurde 1952 aus Mangel an Beweisen freigesprochen*

Willkommen

telegrafierte Jutta Peters (52), die Oberin des Alberti-Krankenhauses in Berlin-Schöneberg, nach Friedland, als der Chirurg Dr. Stephan Steyer (55) jetzt aus Workuta zurückkam. Steyer war 1948 nach einem Besuch in der Ostberliner Charité verhaftet worden. Wegen Beihilfe zum Menschenraub wurde damals Jutta Peters vor Gericht gestellt. Der Stern berichtete darüber.



Das Hochzeitskleid *für Fernanda kam aus Amerika. Es gehörte der schönen Italo-Amerikanerin Mary Rinaldi (oben), die vor einem Jahr in Mailand eine prunkvolle Hochzeit vor dem Fernsehschirm feierte. Als Mary jetzt die rührende Geschichte der „Braut von San Vittore" hörte, verpackte sie ihre kostbare Robe liebevoll und schickte sie der unglücklichen Fernanda ins Gefängnis*

Wo du bist, will auch ich sein

Die Geschichte von Fernanda Bellan, dem Mädchen aus dem Mailänder Gefängnis San Vittore, klingt wie ein Stück aus der „Dreigroschenoper": Fernanda verbüßte in San Vittore ihre Strafe wegen eines kleinen Diebstahls und lernte den jungen Vincenzo Torriani kennen, als er entlang des Frauengefängnisses die Hecken stutzen mußte. Vincenzo kam wegen Unterschlagungen ins Gefängnis. Als er Fernanda zum erstenmal sah, zog er seinen schon befürworteten Antrag auf ein Berufungsverfahren zurück, weil er befürchtete, daß er das Mädchen vielleicht nie wiedersehen würde. Vincenzo überlegte, nachdem alle Heckenrosen gestutzt waren, wie er es anstellen könnte, um mit Fernanda wieder in Verbindung zu kommen. Ihm kam eine Idee: er griff zur Feder und schrieb ihr einen Liebesbrief. Die Gefängnisverwaltung hatte ein Einsehen und ließ die heißen Worte ungestrichen durch die Zensur laufen. Zwei Tage später kam die Antwort von Fernanda. Und der Pfarrer Don Curione (rechts) versprach nun, die beiden im Gefängnis zu trauen.

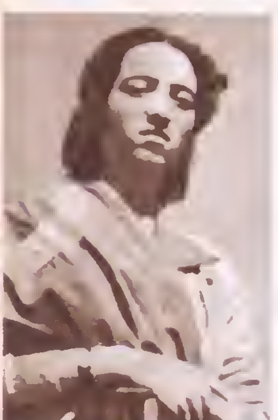
Fernanda Bellan



Vincenzo Torriani

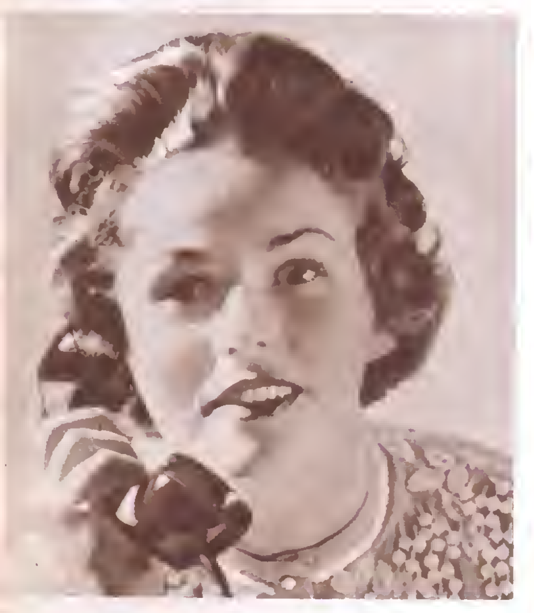






Haare lassen muß jeder

— der sich in Persien unsittlich benimmt. Zusammen mit ein paar Freunden hatte der eroberungssüchtige Hamid (oben) eine verheißungsvolle Schöne (links) bedrängt. Kurzerhand schleppten ihn Polizisten vor den Kadi, der ihn zum Verlust von Haupthaar, Schnurrbart und Augenbrauen verurteilte



Ihren Körper vergessen

wollte die 28jährige amerikanische Filmschauspielerin Nancy Valentine, die 1949 den Maharadscha von Kuch-Bihar geheiratet hatte. Von der Ehe enttäuscht, suchte sie bald bei einem Yogi Zuflucht und lernte dort, wie man durch Willenskraft alle körperlichen Bedürfnisse ausschaltet. Nach dreijähriger Lehrzeit entschloß sich Nancy jetzt zur Rückkehr nach Hollywood

Die letzten Sekunden eines Artistenlebens

Dies ist das letzte Bild von dem deutschen Artisten Fritz Hennemann, der im Pariser Winter-Zirkus vor den Augen seiner Frau auf tragische Weise ums Leben gekommen ist. 2500 Pariser verfolgten mit angehaltenem Atem Hennemanns Hauptattraktion, den Sprung durch den Leuchtring in der zehn Meter hohen Zirkuskuppel ohne Netz. Während ein Trommelwirbel ertönte, schwang Hennemann auf einem Trapez dreimal vor und zurück, um dann im Hechtsprung vier Meter weit durch den Ring zu einem Seil zu sausen, das unten von seiner Frau gehalten wurde. Mehr als zweitausendmal hatte Hennemann diesen waghalsigen Sprung ohne die geringsten Schwierigkeiten getan. Diesmal aber verfehlte er das Seil und stürzte in die Manege. Mit gebrochenem Rückgrat blieb er tot liegen. Der Arzt stellte nur noch den Tod fest







Kampf um die Kanzel

Erstaunen packte die Besucher der baptistischen Dreieinigkeitskirche in New York. Gewaltig donnerten gleichzeitig die Stimmen von zwei Pfarrern durch das Kirchenschiff. Eine Entscheidung der Kirchenbehörde gegen den bisherigen Gemeindehirten Reverend Melish war Schuld daran. Wegen angeblicher Zusammenarbeit mit den Kommunisten hatte man ihn durch Reverend Thomas (rechts) ersetzt. Melish aber dachte nicht daran, zu kapitulieren. Als sein Rivale die erste Predigt begonnen hatte, tauchte er plötzlich im Seitenschiff auf und begann seinerseits zu predigen. Bis auf weiteres versehen jetzt beide Pfarrer alle Andachten

Das Sternchen

Heft 4 ★ Beilage zum Stern Nr. 4 vom 29. Januar 1956

Unser Bericht:
BLICKPUNKT CORTINA D'AMPEZZO

Was stimmt hier nicht?

Wenn Ihr herausfindet, was auf unserem Titelbild falsch ist, sendet uns Eure Lösung ein. Als Preise gibt es viele schöne Bücher. Worum die Jungen diesmal aber ein Bauwerk erspähen, lest Ihr auf der letzten Seite.



Zwischen zwei Hochhäusern haben sich diese beiden Späher aufgestellt, denn im Späherheft „Kunst und Geschichte" werden auch Beispiele des sachlichen neuzeitlichen Baustils bewertet.



Schöne Brunnen — dieser Fischereibrunnen steht in Altona — seht Ihr fast überall.



Im Museum gibt es viele geschichtliche Funde für eifrige Späher zu entdecken.

Wichtig für Späher: Heft 3 ist endlich da!

Liebe Späher! Es ist soweit, ab 27. Januar könnt Ihr an allen Zeitungskiosken und in den Buchhandlungen Späher-Heft 3 „Kunst und Geschichte" für 30 Pfennige kaufen. Wenn Ihr mit dem Heft auf Fährte geht, werdet Ihr viel Freude haben. Ihr erfahrt nicht nur etwas über die Baustile in den verschiedenen Jahrhunderten, sondern könnt Eure Heimat neu entdekken. Ihr werdet erkennen, daß Ihr einen ganz besonders schönen Kirchturm an Eurer Dorfkirche habt, vielleicht auch ein kostbares Kirchenfenster aus bunter Glasmalerei; auf Euren Wanderungen spürt Ihr ein Schloß oder eine richtige Burg auf. Übrigens das neue Losungswort heißt: FYVK-KVEFIR. (Code: Fußspur S)

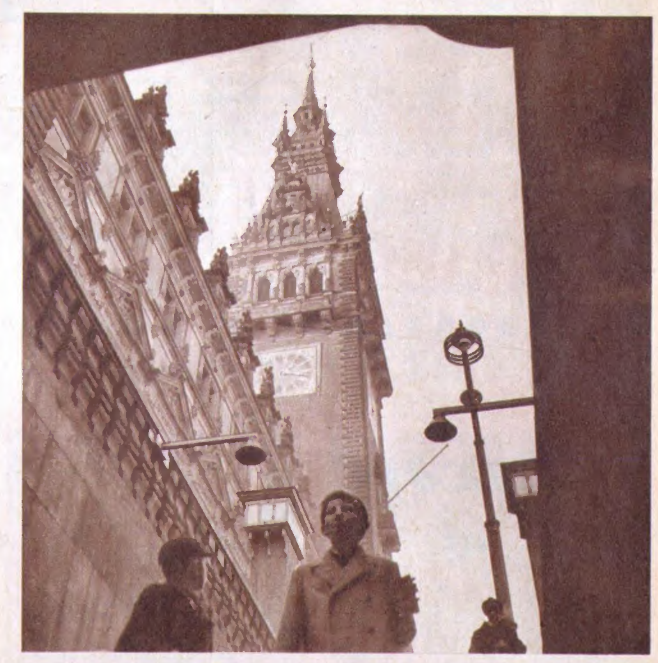
Euer



Fachwerkhäuser sollt Ihr mit „Späherheft 3" aufspüren. Die gibt es in der Stadt (unser Bild) so gut wie auf dem Land.



Brücken sind der Gegenstand einer anderen Späherfrage. Hier seht Ihr (oben) die berühmten Hamburger Elbbrücken.



Ein Rathaus habt Ihr sicher in Eurem Heimatort, wenn es auch nicht so groß ist, wie dieses aus dem U-Bahn-Schacht fotografierte Hamburger.

Die Axt im Haus

ersport den Zimmermann

Praktische Ratschläge (II)

In Sternchen Nr. 2 hatten wir Euch zum erstenmal praktische Ratschläge gegeben. Ihr konntet lernen, wie man ein Kabel repariert. Heute zeigen wir Euch, wie ein Mauerhaken fachmännisch in die Wand eingeschlagen wird.





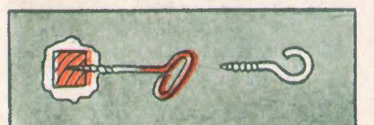
Zuerst arbeite ich mit meinem Meißel ein Loch in die Wand, etwa 5 cm tief.



Dann schnitze ich der Form des Loches gemäß einen Pflock und kerbe ihn ein.



Ich feuchte den Pflock und das Innere des Loches an und gipse den Pflock ein.



Der Pflock wird festgedrückt, gespachtelt, und ins Holz ein Loch für Haken gebohrt.

Meine Mutter kann eigentlich sehr froh sein, daß sie mich hat! Neulich habe ich das Kabel an ihrem Bügeleisen repariert und gestern konnte ich ihr wieder helfen. Durch einen riesigen Krach wurde ich von meinen Schularbeiten aufgeschreckt. Erst dachte ich, da probiert jemand ein Maschinengewehr aus, aber als es gar nicht aufhörte, ging ich dem Lärm nach und landete in der Waschküche. Die Person, die den Krach machte, war meine eigene Mutter! Wißt ihr auch, wie sie das fertigbrachte? Sie wollte einen Wäschehaken in die harte Zementwand klopfen, aber trotz aller Klopferei ging und ging es nicht. Die Wand hättet ihr sehen sollen! Wie nach einem Erdbeben! So ging das natürlich nicht weiter, wozu hatte sie schließlich einen Sohn! „Laß mich das mal machen", sagte ich, und erleichtert überließ sie mir die Arbeit. Na, und ich schaffte es natürlich auch! Ist ja Ehrensache! Aber ich könnte mir vorstellen, daß mancher von Euch es noch nicht so ganz genau weiß und vielleicht auch mal seiner Mutter gern Arbeit abnehmen würde. Jedenfalls habe ich es mal aufgeschrieben und aufgezeichnet, damit es ganz klar ist. Als ich wieder bei meinen Schularbeiten saß, herrschte himmlische Ruhe, und meine Mutter war gerührt.



Wir sammeln Briefmarken

Zu der Winterolympiade, die jetzt in diesen Tagen in Cortina d'Ampezzo stattfindet, haben sehr viele Staaten in der ganzen Welt Briefmarken herausgebracht. Da können dann alle von Euch, die Marken über Sport sammeln, ihre Sammlung ergänzen. Heute zeigen wir Euch fünf Briefmarken, die einmal anläßlich olympischer Winterspiele herausgegeben wurden. Die Zahl der Marken, die zu diesem Ereignis erschienen sind, ist recht groß.









Wenn ihr auf einer Marke die fünf olympischen Ringe findet, ist sie natürlich als Sondermarke erschienen, aber es gibt auch Marken über die Olympiade ohne diese Ringe. Wißt ihr eigentlich, was sie bedeuten? Sie versinnbildlichen die Verbundenheit der fünf Erdteile. Auf der Marke ganz oben sind diese Ringe. Sie zeigt einen Skispringer. Die norwegische Post gab zur letzten Winterolympiade 1952 einen Satz von drei Sondermarken heraus. Die Marke darunter wurde aus Anlaß der olympischen Winterspiele 1948 in St. Moritz von der Schweiz herausgebracht. Sie ist dem Eishockey gewidmet und zeigt einen Torhüter. — Einen Eisschnelläufer seht ihr auf der dritten Marke, die, wie die erste, 1952 erschienen ist. Zu den dritten olympischen Winterspielen, die 1932 in Amerika stattfanden, erschien die Marke, die den Abfahrtsläufer darstellt, sie ist eine der ältesten Wintersportmarken. Die Marke ganz unten zeigt einen Viererbob. Sie wurde mit anderen Sondermarken 1936 (Olympiade in Deutschland) herausgegeben.

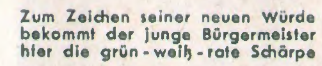


„Wählt mich!" rief Sergio Cimina (oben), Mailands Jugend stimmte für ihn (rechts).

Hoch lebe unser junger Bürgermeister!

„Wir wollen einen eigenen Bürgermeister haben, der unsere Interessen dem Bürgermeister der Erwachsenen gegenüber vertritt", hatten die Jugendlichen in Mailand, einer italienischen Stadt, gesagt und gingen daran, sich einen 2. Oberbürgermeister zu wählen. Kandidaten wurden aufgestellt, es gab Wahlversammlungen mit stürmischen Reden und es gab Wahlplakate. Sieger war schließlich der 14jährige Sergio Cimina, der durch seine feurigen Reden und durch sein sicheres Auftreten alle mitriß. Sergio, Sohn eines Mechanikers, führt sein Amt vortrefflich und versteht es glänzend, sich beim 1. Oberbürgermeister für die Jugend Mailands einzusetzen. Jetzt wird gewettet, ob er wohl wiedergewählt wird.





Zum Zeichen seiner neuen Würde bekommt der junge Bürgermeister hier die grün - weiß - rote Schärpe



Sergio hält nach seiner Wahl eine Antrittsrede, die alle, Erwachsene und Jugendliche, sehr begeisterte.



Florita in Mexiko

EIN ROMAN VON TRUDE WEHE

Die Grottenjäger entdeckten plötzlich, daß ihr Schatz geraubt war. Wer konnte es anders gewesen sein als die Flußpiraten? Sie versuchten deren Capitano Harry Blendermann zu einem Geständnis zu zwingen. Doch Harry wußte von keinem Goldschatz. Also gingen sie zurück in ihre Höhle, und was entdeckten sie? Die Kiste war wieder verschlossen.

4. Fortsetzung

Es gibt böse Geister, die versuchen, den Menschen irrezuführen", flüstert Pepe. „Wir hätten von Anfang an zusammenhalten und uns nicht bekämpfen sollen. Darüber freuen sich die bösen Geister nur. Vielleicht sitzt einer drin."

„Du meinst in der Kiste, Pepe?" frage ich erschrocken.

Er zieht den Kopf zwischen die Schultern.

„Wer weiß."

„Vielleicht sollten wir ihn befreien", sage ich vorsichtig.

Pepe schlägt ein Kreuz. „Válgame Dios, Florita, es kann sich nur um einen bösen Geist handeln. Meine Mutter erzählte mir, oben in der Sierra liegt seit tausend Jahren oder noch länger ein Ledersack in einer Felsspalte. Keiner wagt, ihn zu öffnen, weil ein böser Geist in ihn verbannt ist."

„Mensch, verschone uns mit deinen Indianermärchen", ruft Fred, „du machst ja alle verrückt. Hier handelt es sich einfach um ... um ..."

Aber er weiß selber nicht, worum.

„Wir haben gestern abend die Grotte wieder verschlossen, und sie war es noch, als wir zurückkamen", sagt Pepe.

Ein Grottenjäger nach dem anderen schleicht sich aus der Höhle.

Es wird auch wohl Zeit, nach Hause zu gehen.

*

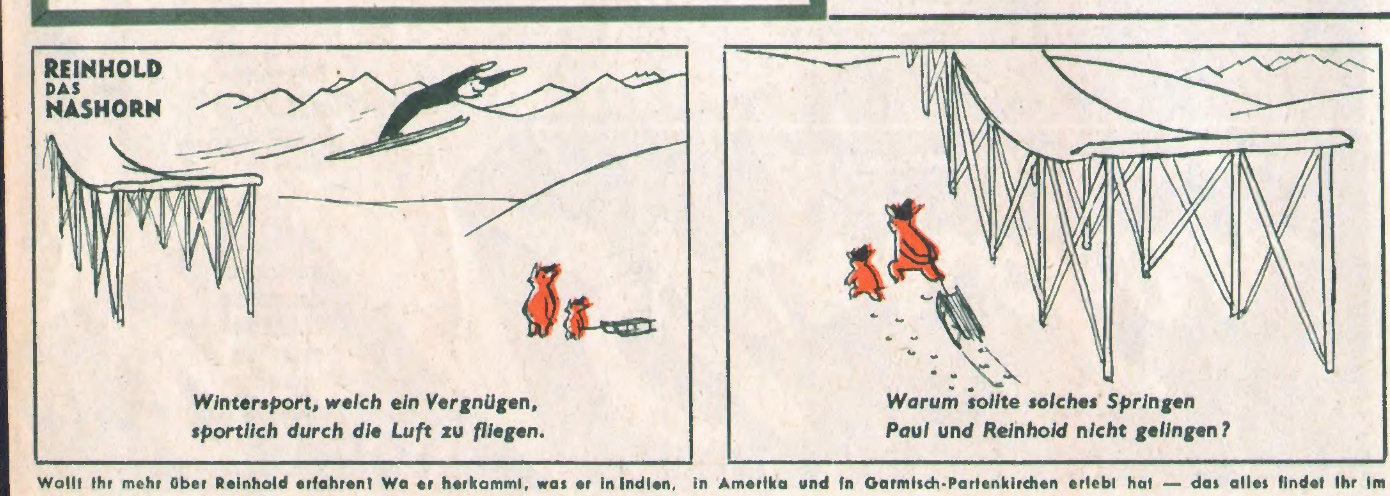
Noch zweimal treffen wir die Kiste offen und leer an, und dann wieder voll und geschlossen. Aber nur Fred und ich wagen uns zu ihr hinein, um nachzusehen. Die anderen wollen überhaupt nicht mehr in die Höhle. Dabei ist es die schönste und größte Höhle am ganzen Fluß. Alle bestürmen mich, das Hauptlager in einer anderen Höhle aufzuschlagen. Aber wenn wir von hier fortgehen, schwubbs, ist Harry Blendermann mit seiner Bande drin. Außerdem: solch eine Höhle bekommen wir nicht noch einmal.

Wir müssen überhaupt aufpassen, die Flußpiraten sind unverschämt frech geworden, immer spionieren sie um uns herum. Sie suchen sicherlich nach unserem Versteck.

„Wir können die Kiste ja hinauswerfen", schlage ich vor, „einfach den Abhang hinunter."

Pepe bekreuzigt sich. „Jesus Maria y José, du darfst so was

(FORTSETZUNG AUF SEITE 5)



Wintersport, welch ein Vergnügen, sportlich durch die Luft zu fliegen.



Warum sollte solches Springen Paul und Reinhold nicht gelingen?



Durch die Luft in hohem Bogen kommen beide angeflogen.



Nur der beiden Landung war sportlich ziemlich sonderbar.

Jumbo, Schwalbe oder Maus –

Krakekrah,

der kennt sich aus!



Kennt ihr noch unseren klugen Raben Krakekrah! Er kam wieder einmal zum Sternchen geflogen und erzählte, was er auf seinen vielen Reisen rund um die Welt gehört und gesehen hat. Heute berichtet er ein paar interessante, aber wenig bekannte Tatsachen aus der großen Tierwelt.

Der große und starke Elefant fürchtet sich kaum vor anderen Tieren. Warum auch? Wer wollte es mit seiner Stärke auf-



nehmen? Aber mit einem gakkernden Huhn will er nichts zu tun haben und geht ihm auch möglichst aus dem Wege.

*

Der Schwanz eines Känguruhs wiegt etwa 20 Pfund. Er muß auch so stabil sein, denn das Känguruh benutzt ihn oft wie einen einbeinigen Hacker zum Sitzen. Das ist sehr praktisch.



*

Die Pinguine ziehen sich, wenn sie alt und krank werden, zum Sterben an Teiche auf kleinen Inseln zurück. Auf dem Grunde von manchen dieser kleinen Gewässer kann man große „Pinguin-Friedhöfe" finden.

Wenn es die kleinen Vögel nicht gäbe, hätten wir sicher bald eine Insektenplage. Eine Schwalbe, zum Beispiel, frißt pro Tag etwa 500 Mücken. Diese Tagesmahlzeit wiegt sechsmal so viel wie sie selber. Wer kann auch so viel futtern?

*

Die Spinne ist sehr nützlich, denn sie vertilgt Fliegen, Mücken und Motten. Und dann hat sie einen erstaunlichen Appetit. Im Verhältnis zum Eigengewicht müßte ein Mensch täglich 20 Schweine ratzekahl aufessen, um mit einer Spinne konkurrieren zu können.

*

Die Fische müssen mit offenen Augen schlafen, weil sie ja keine Lider haben, die sie zum Schlafen zuklappen können, so wie wir.

*

Mit einer Giraffe kann man sich leider nur durch Zeichensprache unterhalten, denn sie gibt gar keinen Laut von sich.

*

In den USA gibt es 22 Millionen Hunde. Das ist etwa die gleiche Zahl wie die Bevölkerung von Bayern und Nordrhein-Westfalen zusammen ...

*

Meister Reineke. Bei Berchtesgaden tauchte nach einjähriger Abwesenheit endlich wieder der zutrauliche Fuchs „Lumpi" auf. Am liebsten frißt er mit Streichwurst belegte Brote. Trockenes Brot nimmt er mit und vergräbt es. Wo er seinen Bau hat, weiß niemand, denn so viel Vertrauen zu den Menschen hat er nun auch wieder nicht, um dieses Geheimnis zu verraten.

*

In Liverpool in England wird die kleinste Hunderasse der Welt gezüchtet. Solch ein Zwerghund wiegt, wenn er „erwachsen" ist, nur ungefähr ein halbes Pfund und ist nicht viel größer als ein Spatz.

*



Die kleinen Mäuse werden wohl niemals in einen langen Hungerstreik treten, denn wenn eine Maus zwei Tage lang nichts frißt, dann muß sie gleich sterben.

*

Das Kamel kann über eine Woche leben, ohne in der Wüstenhitze einen Tropfen Wasser zu saufen. Dafür



schluckt es dann aber auch gleich 70 Liter hintereinander, wenn es zur Tränke geht. Es kann lange Wasser speichern.

Sternchenfreunde schreiben an uns

„Liebes Sternchen, lieber Schnuppe! Mit großem Interesse lese ich im Sternchen Eure Veröffentlichungen „Das Abc der Hundeerziehung", die ganz hervorragend sind. Es wird gerade in dieser Hinsicht so viel falsch gemacht und dadurch ungewollt an Tieren gesündigt. Sagt mal, ist das „Hunde-Abc" schon in Form eines Büchleins erschienen? Oder habt ihr wenigstens die Absicht, noch ein entsprechendes Buch herauszubringen? Eure Sternchenfreundin Erna Wache, Berlin-Schöneberg, Gustav-Müller-Straße 5."

Liebe Erna! Das „Hunde-Abc" hat vielen Erwachsenen und Kindern Freude gemacht, und wie wir aus Deinem Schreiben ersehen, haben wir es richtig getroffen mit unseren Ratschlägen. Ein Buch gibt es noch nicht, aber der Fotograf plant eines. Wann es erscheint, können wir Dir leider noch nicht sagen, erst muß einmal die Serie im Sternchen zu Ende sein. Vielen Dank und herzlichen Gruß!

Deine Sternchen und Schnuppe.

*

„Liebes Sternchen! Ich möchte Dir von Herzen danken, daß Du mich nicht vergessen hast. Der Sternchenclub Bad Mergentheim hat mir ein Paket mit Lebensmitteln geschickt. Ich war so glücklich darum, denn mein Mann ist so viel krank, daß man oft den Mut verlieren möchte. Außerdem haben wir kürzlich eine kleine Tochter bekommen. Ich bin so froh, liebes Sternchen, daß Deine Kinder gerade jetzt an uns gedacht haben. Alles Gute und nochmals vieltausend Dank. Deine Familie Günther, Quadrath, Mittelstr. 5."

Liebe Familie Günther! Unser bescheidener Sternchenclub in Bad Mergentheim hat uns noch gar nicht davon unterrichtet, daß er ein Paket an Sie abgeschickt hat. Wir freuen uns aber ganz besonders darüber, daß Ihnen, die Sie Hilfe so nötig haben, geholfen werden konnte. Ihren und unseren Dank aber sprechen wir hiermit unseren kleinen Freunden aus, die Ihre Zeilen im Sternchen sicher lesen werden.

Sternchen und Schnuppe.

JIMMY das Gummipferd

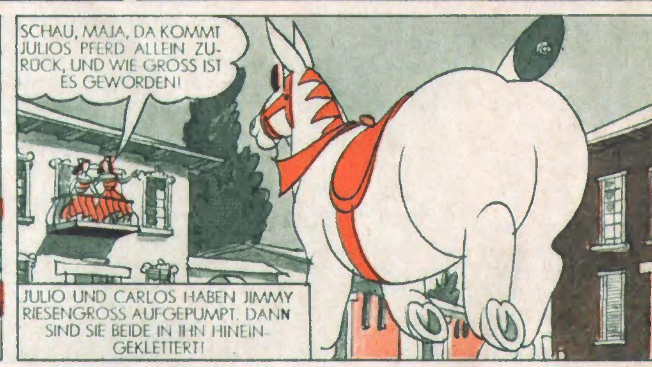
VON R. KOHLSAAT





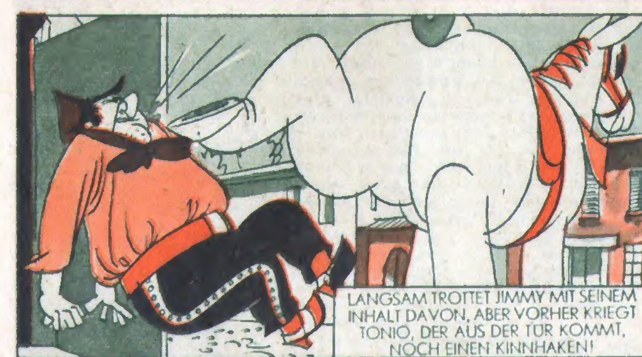














Da hilft nur der Puppendoktor!



Der Arm ist abgegangen — aber ich kann wirklich nichts dafür — weint Susi.

Wer leidet wohl mehr, Susi oder die Puppe Lisa! Susi sieht ja eigentlich trauriger aus. Dabei ist doch nicht ihr, sondern der Puppe der Arm abgegangen! „Wir gehen zum Puppendoktor", sagt Susi, „der macht Dich schnell wieder gesund!" Und dann machen sie sich beide bedrückt auf den Weg.



Auch das Bein verlor Lisa unterwegs, aber der Doktor heilt bestimmt alles.



Das wird eine schwierige Operation, Susi, meint der Doktor. Arme Lisa!



Gut, daß Susi nicht dabei ist! Die Puppe wird ganz auseinandergenommen, um gründlich repariert zu werden.



So, jetzt noch ein bißchen Rot mit dem Lippenstift auftragen, dann sieht Lisa wieder aus wie neu! Wie lange?



Susi, hol mich ab! scheint Lisa zu rufen. Für diesmal bin ich geheilt!



Blickpunkt Cortina d'Ampezzo

VII. Olympische Winterspiele

Viele von Euch haben bei uns angefragt und wollten einiges über die Winterolympiade wissen. Weil wir glauben, daß Ihr alle an den Wettkämpfen interessiert seid, geben wir Euch heute eine kleine Übersicht.



Skilaufen

Der Finne Tauno Luiro (Bild) sprang 1951 auf der Oberstdorfer Schanze einen Weltrekord von 139 Metern. Dieser Rekord ist bisher nicht gebrochen. — Zum Skilauf der Männer bei der Winterolympiade gehören folgende Wettbewerbe: 30-km-Langlauf, Riesenslalom (Slalom ist das norwegische Wort für unser Torlauf), Kombinationssprunglauf, 15-km-Spezial-Langlauf, Kombinationslanglauf, 15-km-Kombination, Slalom, 50-km-Langlauf, Abfahrtslauf, 4×10-km-Staffel, Spezialsprunglauf. Die Frauen tragen weniger Wettbewerbe aus: Riesenslalom, 10-km-Langlauf, Slalom, 3×5-km-Staffel und Abfahrtslauf. In den Sprung- und Langläufen sind die Skandinavier bei den Olympiaden führend gewesen und in den alpinen Wettbewerben, das sind die Tor- und Abfahrtsläufe, standen die Sportler der Alpenländer an der Spitze.

Zweiunddreißig Staaten, darunter das erstemal auch die Sowjetunion, entsenden ihre Skiläufer, Eisläufer, Bobfahrer und Eishockeyspieler nach Cortina. Das ganze Tal, in dem der Wintersportplatz liegt, ist zu einem einzigen großen Stadion mit Eis- und Bobbahnen, Abfahrts- und Slalomstrecken ausgebaut worden. Die Teilnehmer bei der Olympiade sind keine Berufssportler, das heißt, sie bekommen kein Geld für ihre Leistungen, sondern treiben Sport um des Sportes willen. Wißt Ihr, daß seit 1896 alle vier Jahre die Olympischen Spiele abgehalten werden, aber daß es erst seit 1924 die Winterolympiaden gibt? Wir warten nun gespannt, wer für Deutschland eine Goldmedaille holt!



Eiskunst- u. Eisschnellauf

Auf dem Bild links seht Ihr das Geschwisterpaar Kennedy/USA, das 1952 auf der Winterolympiade in Oslo Gewinner der Silbermedaille im Paarlauf wurde. Das deutsche Ehepaar Falk gewann in Oslo die Goldmedaille. Außer dem Paarlauf gibt es bei der Winterolympiade Eiskunstlauf für Männer und für Frauen. Der Eiskunstlauf besteht aus dem Pflicht- und dem Kürlaufen. Beim Paarlauf wird nur die Kür gelaufen. Die Läufe werden von 5 bis 7 Kampfrichtern nach Punkten bewertet. — Das Foto oben zeigt italienische Eisschnelläufer während des Trainings. Beim Wettkampf wird nur zu zweit gelaufen. Die Strecke für den Eisschnellauf ist ein 400 m langes Oval mit einer Innen- und Außenbahn. Auf einer Geraden des Ovals ist eine Kreuzung angelegt, auf der die Läufer jede Runde die Bahn wechseln. Im Eisschnellauf werden immer vier Strecken ausgetragen: 500, 1500, 5000 und 10000 Meter.



Eishockey

Eishockey ist das schnellste Mannschaftsspiel der Welt. Eine Mannschaft besteht aus 6 Spielern: dem Torwart, 2 Verteidigern, 3 Stürmern. Die Spielzeit beträgt 60 Minuten und ist in 3 Drittel von je 20 Minuten aufgeteilt. Weil die Spieler das Spieltempo nicht durchhalten würden, gibt es mehrere Auswechselspieler, die während des Spiels jederzeit ausgewechselt werden können. Gespielt wird mit einer Scheibe aus Hartgummi, dem Puck. Die Spielfläche ist ungefähr 60 m lang und 25 bis 30 m breit. Auch hinter den Toren, die 1,83 m breit und 1,22 m hoch sind, kann weitergespielt werden. Dadurch gibt es keine Spielunterbrechungen. Bis auf ein Olympisches Eishockeyturnier, das Großbritannien 1936 in Garmisch gewann, holten sich die Kanadier immer die Goldmedaille. Auf unserem Bild spielt Kanada gegen die Schweiz und gewinnt.



Bobrennen

Mit 100 und mehr Stundenkilometern rasen die Stahlschlitten auf einer Olympiastrecke von 1500 bis 1700 m zu Tal. Die Bobbahn ist eine künstlich angelegte Eisrinne mit senkrechten Kurven. Auf der Olympiade werden Wettbewerbe im Zweier- und Viererbob ausgetragen. Die Besatzung des Zweierbobs besteht aus Fahrer und Bremser, die des Viererbobs aus Fahrer, Bremser und zwei Beifahrern. Die Bobfahrer müssen sehr schwer sein. Der Schlitten und die Besatzung dürfen aber nur ein bestimmtes Gewicht haben. Der Schlitten wird meistens durch Radsteuerung gelenkt. Es gibt aber auch Seilsteuerung. Bei der letzten Winterolympiade 1952 in Oslo errangen die Deutschen im Zweier- und Viererbob je eine Goldmedaille. Zur berühmten Zweierbob-Mannschaft gehörten Ostler und Nieberl. Foto: Schweizer Viererbob.

Florita in Mexiko

FORTSETZUNG VON SEITE 3

nicht laut sagen, Florita. Wenn der Geist es hört ..."

Er sieht sich ängstlich um.

„Keiner darf die Kiste anrühren", fügt er hastig hinzu.

„Ihr Jammerlappen", höhnt er, „ich werde eurem Geist eins trillern. Schick alle Grottenjäger nach Hause, Florita!"

„Was willst du tun?"

„Nichts weiter als mich hier verstecken, um zu sehen, wer die Kiste wieder zumacht. Sie ist jetzt ja offen und leer."

„Dann bleibe ich bei dir."

„Ist nicht nötig ... oder doch ... vielleicht müssen wir uns ablösen ... ich meine, wenn es zu lange dauert. Schließlich bist du ja der Capitano und nicht ich."

Fred hat recht, ich darf nicht feige sein. Aber als ich den Grottenjägern sage, was wir vorhaben, möchte ich am liebsten



Wir gucken durch den Spalt und sehen den Mexikaner zu uns heraufklettern. „Er geht in die Höhle!"

auch mit fortgehen. Pepe ist sehr erschrocken.

„Tu das nicht, Florita, man darf die Geister nicht versuchen!"

„Ich muß es, Pepe, ich bin doch der Capitano."

Er sieht mich traurig an. „Dann bleibe ich auch hier."

Aber Fred fährt dazwischen. „Schluß jetzt mit der Angstmacherei. Ich werde deinem Gespenst schon das Fell über die Ohren ziehen. Laß uns jetzt allein!"

Fred ist in Ordnung. Als wir allein sind und ich nicht mehr sehe, wie die andern sich fürchten, bin ich doch froh.

Fred hat dicht neben der Höhle ein gutes Versteck in einem Felsspalt entdeckt, von dem aus wir alles übersehen können. Es ist kurz vor Mittag und glühend heiß. Der Angler unten an der Mulde packt auch schon seine Sachen zusammen.

„Möchtest du eine Zigarette, Florita?"

Wahrhaftig, er zieht eine nagelneue Schachtel aus der Tasche.

„Ich wußte gar nicht, daß du rauchst, Fred."

„Neuste Errungenschaft. Ich mach mir nichts daraus, aber es gehört dazu."

„Als Capitano der Grottenjäger müßtest du eigentlich eine Pfeife rauchen. Hier, nimm doch."

Ich ziehe mit spitzen Fingern eine Zigarette aus der Schachtel. Er soll sich nur nicht einbilden, daß ich mich dumm anstelle, darauf wartet er ja bloß. Ich tue ganz gleichgültig. Wie wird sie eigentlich angefaßt, ich hab's so oft gesehen.

„Hier ist ein Feuerzeug", sagt Fred. Er grinst.

Aber er ist doch ein Kerl, der Fred. Ob Pepe auch raucht?

„Eigentlich solltest du Capitano sein", entfährt es mir. Er lacht.

„Ja, die Pfeife hab ich schon dafür, auch einen Dolch und eine Knallpistole." Er zieht eine hübsche kleine Stummelpfeife aus der Tasche und steckt sie schief in den Mund. Ich habe gerade den ersten Zug gemacht und mich tüchtig dabei verschluckt. Jetzt tue ich so, als ob ich lache.

Fred lehnt sich zurück und guckt nach den Wolken.

„Du mußt härter sein, Florita, und grausamer, sonst achten sie dich nicht."

Ich bin richtig erschrocken und verschlucke mich noch einmal. Diese blöde Zigarette! Bin ich denn kein guter Capitano? Muß man als Capitano hart sein? Und grausam?

Fred hat sich plötzlich aufgerichtet.

„Was will denn der Angler hier oben? Er kommt ja direkt auf uns zu."

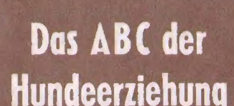
Wir gucken beide durch den Spalt und sehen den Mexikaner langsam den Uferhang hinaufklettern. Er trägt auf dem Kopf einen großen runden Korb; wahrscheinlich ist er voller Fische. Sein Hut liegt obenauf.

„Sieh nur, Florita", raunt Fred mir ins Ohr, „er geht in unsere Höhle."

Es ist furchtbar aufregend, ich muß den Atem anhalten. Fred merkt nicht einmal, daß ich die Zigarette weggeworfen habe.

Richtig, der Mann geht in unsere Höhle.

Im nächsten Heft entdecken Florita und Fred Hayes, daß der böse Geist nichts weiter ist als ein Angler, der sie bittet, seine Gerätekiste zu bewachen.



Das ABC der Hundeerziehung

Ajax ist krank

Wenn Ihr Euren Hund lieb habt, sorgt Ihr auch für ihn wie eine Mutter für Ihr Kind. Ihr merkt genau, wenn er nicht so fröhlich ist wie sonst. Was ist da zu tun!



„Was ist nur heute mit Dir los, Ajax?" fragt Bärbel ihren Hund. „Sonst bist Du immer so lustig und willst mit mir spielen. Aber heute rührst Du Dich nicht vom Fleck. Bist Du etwa krank?" Bärbel untersucht ihren Spielgefährten, denn sie weiß genau, daß das erste Kennzeichen eines kranken Hundes eine trockene und warme Nase ist. Und wenn dazu noch seine Augen eitern, dann ist er ganz bestimmt nicht gesund. Aber Bärbel macht sich doch zu große Sorgen, darum geht sie mit Ajax zur Tierärztin. Der erste



Blick der Ärztin gilt dem Augenausfluß, denn seine Farbe und Beschaffenheit geben ihr wertvolle Hinweise auf die Art der Krankheit. „Hast Du schon die Pfoten nachgesehen, Bärbel, ob er sich vielleicht etwas eingetreten hat?" fragt die Tierärztin. Bärbel streichelt und beruhigt Ajax. „Du brauchst keine Angst zu haben. Es tut ja nicht weh. Die Ärztin will Dir nur noch das Herz abhören." Der ganze Hund wird „überholt", und Bärbel erfährt, wie sie ihren Ajax gesund pflegen kann.

